

JOURNAL

DER VEREINTEN EVANGELISCHEN MISSION

2 | 2021



RASSISMUS UND KIRCHE

GLEICH

VOR

GOTT!

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Straßenkreuzung auf der Titelseite erinnert an das Kreuz und greift sehr anschaulich das Problem der Intersektionalität auf. Das Wort leitet sich von „intersection“ (Straßenkreuzung, Schnittpunkt, Schnittmenge) ab. Der Gedanke dabei: Wie der Verkehr an einer Straßenkreuzung kann auch die Diskriminierung einer Person aus allen Richtungen kommen. Das heißt, sie kann von mehreren Diskriminierungsformen gleichzeitig betroffen sein.

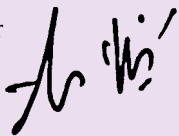
Dass sich ein ganzes Heft dem Thema Rassismus widmet, zeigt, dass die Kirchen das Thema ernstnehmen. Und es zeigt das kollektive Bewusstsein für diese Geißel, die seit Jahrhunderten so viele Menschen im Stillen getötet hat. Vielleicht hat ja die COVID-19-Pandemie mit all ihren Einschränkungen, Regulierungen und Frustrationen unseren Egoismus und Rassismus an die Oberfläche gespült. Es geht schließlich um das eigene Überleben.

Wir sind alle gleich vor Gott. So steht es in der Bibel. Diskriminierung und Rassismus beschränken sich nicht auf Hautfarbe, Rasse, körperliches Erscheinungsbild, Geschlecht, sexuelle Orientierung oder Herkunft einer Person. Diskriminierung und Rassismus haben auch die Theologie erreicht. Ein Beispiel: Das Bild eines weißen Gottes steht im Gegensatz zu der schwarzen Symbolik des Bösen.

Von dieser rassistischen Geißel blieb auch die Kirche in der Vergangenheit nicht verschont. Die VEM-Kirchen mit ihren Mitgliedern machen sich aber stark und setzen Zeichen gegen Diskriminierung und Rassismus, beispielsweise durch gemeinsames Lernen in einem multikulturellen Umfeld.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre!

Ihr



Pastor Dr. Kambale Jean-Bosco Kahongya Bwiruka
Advocacy-Mitarbeiter im Regionalbüro Afrika der VEM



Titel: © VTT Studio/stock.adobe.com

© Foto Seite 2: Ramona Hedtmann/VEM

© Foto Seite 2: Teje Konradi

© Foto Seite 2-3: © Eric Ibrahim Mutuyimana/VEM

© Foto Seite 3: Marco Mahin/VEM

© Foto Seite 3: Brunhild von Local/VEM



Thema Rassismus und Kirche

04 Brennpunkt

Gleich vor Gott!

06 Rassismus und Kirche

Über Rassismus ins Gespräch kommen

Antirassismus-Arbeit in der deutschen Region

08 Dualismus als Hindernis bei der Wahrnehmung und Verurteilung von Rassismus in Theologie und kirchlichem Leben

11 »Ich glaube, dass man Rassismus etwas entgegengesetzen kann«

Im Interview mit dem ehemaligen VEM-Süd-Süd-Mitarbeiter Josephat Rweyemamu

14 »Es ist nicht möglich, sich andauernd und immer wieder auf rassistische Übergriffe vorzubereiten«

Rassismus im Pfarramt

16 Meditation



8



18



24

18 »Du bist aber hübsch für eine Papua«

Die Diskriminierung der indigenen Papua in Indonesien

20 Pilotprojekt rassismuskritische Kinderbibel

Die Bibel mit vielfältigen Geschichten und diskriminierungssensiblen Illustrationen neu entdecken

Rubriken

30 Service: Buchtipps, Leserbrief

31 Impressum

32 Projekt: Indonesien: Fischzucht Sumatra

Leben in der VEM

22 Kirchen-Partnerschaften sind wichtig für die VEM-Mitglieder

Reaktionen auf das VEM-Partnerschaftspapier

23 Auf ein Wort

»Denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus!«

24 Projekte & Spenden

26 Aus den VEM-Regionalbüros

Daressalam / Pematangiantar / Wuppertal

29 Archiv- und Museumsstiftung der VEM

Die rheinischen Missionare als Kulturvermittler

25 JAHRE



United in Mission – 1996-2021

Wenn Sie mehr über 25 Jahre United in Mission 1996-2021 wissen möchten, klicken Sie einfach auf unsere Website

www.vemission.org/25JahreUnitedinMission

BRENNPUNKT: GLEICH VOR GOTT!

Von Andar Parlindungan

Gleich vor Gott! – Dieses Statement des VEM-Vorstands gegen Diskriminierung und Rassismus ist eine Solidaritätsbekundung. Und es ist eine Reaktion auf die rassistisch motivierte Ermordung von George Floyd in den USA am 25. Mai 2020 sowie auf das Attentat auf neun Menschen mit Migrationshintergrund in Hanau am 19. Februar 2020. Mit dieser Erklärung wollen wir deutlich machen, dass Rassismus Teil eines umfassenden Phänomens der Diskriminierung ist, das Fremdenfeindlichkeit, Sexismus, Altersdiskriminierung, Tribalismus, Behindertenfeindlichkeit und Vetternwirtschaft einschließt. Die amerikanische Wissenschaftlerin Ruth Wilson Gilmore hat recht. Ihr zufolge ist Rassismus die staatlich sanktionierte oder außergesetzliche Produktion und Ausbeutung des Risikos eines verfrühten Todes für bestimmte Teile der Bevölkerung.

So anerkennenswert die Arbeit der europäischen Missionswerke im 19./20. Jahrhundert beim Aufbau der Zivilisation in Asien und Afrika ist, so muss doch zugegeben werden, dass die Mission in ihren Wirkungsfeldern auch an vielerlei rassistischen Gewalttaten beteiligt war.

Die Massaker an den Herero und Nama durch die »Deutsche Schutzgruppe« zwischen 1904 und 1908, bei denen mindestens 95.000 Menschen auf grausamste Weise getötet wurden, wurden von der deutschen Regierung nun als Völkermord anerkannt. Dieses Schuldeingeständnis findet seitens der VEM und der EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) Unterstützung. Ohne ein Schuldeingeständnis ist es für das deutsche Volk, das im Schatten der Ideologie der weißen Vorherrschaft steht, schwer, sich in eine gerechte Gesellschaft zu entwickeln.

Phänomene und Ursachen des Rassismus, zum Beispiel die Haltung der »White Supremacy« (weiße Vorherrschaft) beruhen auf der Annahme, dass bestimmte Gruppen von Menschen prinzipiell anderen überlegen sind: So wird beispielsweise die indigene Bevölkerung in Papua als »Aff« verspotet; die Dalits, die Nachfahren der indischen Ureinwohner*innen, werden innerhalb des Kastensystems ausgegrenzt; und Angehörige der muslimischen Minderheit der Rohingya werden in Myanmar diskriminiert. Ohne dass wir uns dessen

bewusst sind, sind diese destruktiven Ideologien auch ein Produkt der Geschichte der kirchlichen Theologie, einschließlich der Ideologie des Antisemitismus.

Auch im ökumenischen Leben werden Stereotype aufrechterhalten – ohne dass wir uns dessen bewusst sind. Dies zeigt sich in der Denkweise kirchlicher Partnerschaften zwischen dem globalen Norden und Süden. Dort herrscht oft die Auffassung, eine »reiche bzw. arme Kirche«, eine »Geber- bzw. Empfängerkirche« zu sein. Weiterhin ist auffällig, dass man in Deutschland einerseits in Bussen und Bahnen, Einkaufszentren und in Bildungskreisen viele Black People of Colour (BPoC – ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit Rassismuserfahrung, die nicht als weiß, deutsch und westlich wahrgenommen werden) trifft, andererseits aber diese Vielfalt in evangelischen Kirchen in Deutschland vermisst, außer – manchmal – bei ökumenischen, interkulturellen Gottesdiensten ein- bis zweimal im Jahr. Die Präsenz von BPoC in örtlichen Gemeinden, sei es in Kirchenvorständen, Presbyterien, in der Kindergottesdienstleitung oder in der Jugendarbeit, ist gering; auf der Leitungsebene von Landeskirchen oder in den Vorständen verschiedener christlicher Einrichtungen in Deutschland sind sie so gut wie gar nicht vertreten.

Daher ist das neue Konzept der VEM des international gemeinsamen Lernens »Global Learning in Ecumenical Perspective« (GLEP) eine Möglichkeit, die Kirchen – auch in Deutschland – zu befähigen, sich auf einen Weg der Erneuerung zu begeben, auf dem alle gleichberechtigt und in Würde miteinander leben können. ■

Den Wortlaut der Stellungnahme des VEM-Vorstands gegen Rassismus und Diskriminierung finden Sie hier: https://www.vemission.org/Rassismus_Statement



© Fotostudio Kepper/VEM



Dr. Andar Parlindungan, Mitglied des Vorstands der VEM und Leiter der Abteilung Training und Empowerment.



ÜBER RASSISMUS INS GESPRÄCH KOMMEN

Antirassismus-Arbeit in der deutschen Region

Von Sarah Vecera

Nach dem brutalen Mord an dem US-Afroamerikaner George Floyd und den aufkommenden »Black Lives Matter«-Demonstrationen weltweit fingen auch die Kirchen in Deutschland vermehrt an, sich mit dem Thema Rassismus und kritischem Weißsein auseinanderzusetzen. Viele bemerkten, dass sie weder Expertise noch Black People of Colour (BPoC – ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit Rassismuserfahrung, die nicht als weiß, deutsch und westlich wahrgenommen werden) in ihren Reihen hatten. Die VEM hingegen hatte zu diesem Zeitpunkt bereits 24 Jahre Erfahrung darin, mit ihrer internationalen Gemeinschaft von Kirchen gegen strukturellen Rassismus zu stehen. Das bedeutet nicht, dass wir ein rassismusfreier Raum sind, aber zumindest haben wir Konzepte, Erfahrungswerte und ehrliche Auseinandersetzungen über Rassismus-Erfahrungen in Afrika, Asien und Deutschland. Das Thema ist uns nicht fremd und auch nicht neu. Dies führte schnell dazu, dass uns viele Anfragen aus der Region Deutschland erreichten.

Wir entwickeln verschiedene Angebote und Formate

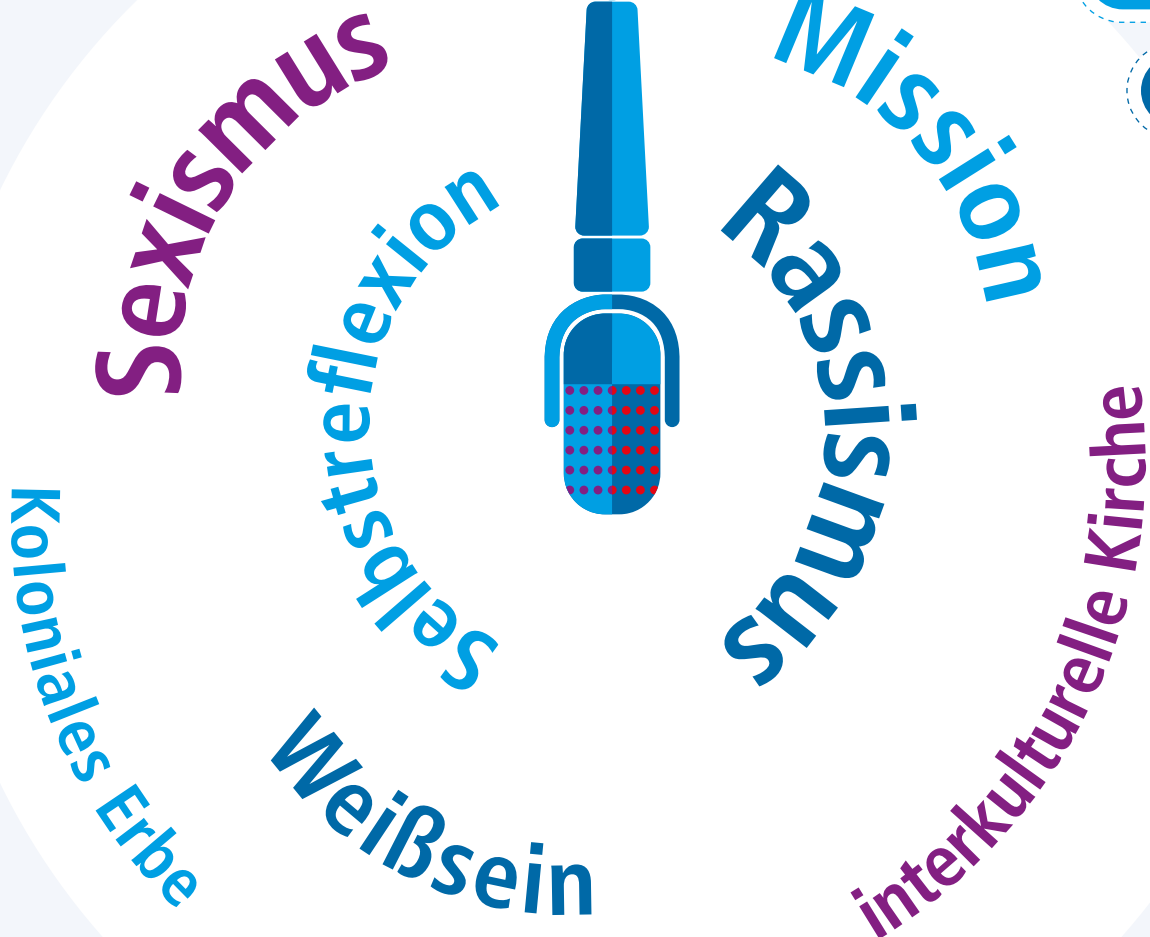
In Arbeitsgruppen entwickeln wir eine antirassistische Kinderbibel (siehe Seite 20-21) und einen antirassistischen Glaubenskurs für Gemeinden. Durch diese beiden Projekte wollen wir Menschen an der Basis erreichen, sensibilisieren und vor allem sprachfähig machen.

Außerdem bieten wir seit November 2020 monatliche Seminare über Videokonferenzen an. An zwei Abenden kommen wir mit jeweils 25 Menschen unterschiedlicher Generationen aus ganz Deutschland über Rassismus ins Gespräch. Wir erklären Begrifflichkeiten, zeigen Definitionen von Rassismus auf, stellen Zusammenhänge in Kirche und Theologie fest, führen in die Geschichte und in die damit entstandene Erfindung der Menschenrassen ein und bieten Raum zur Selbstreflexion, um sprachfähig zu werden. Jedes Mal ist der Abend

anders und macht jeden Monat erneut Spaß, weil wir selbst in der Auseinandersetzung mit Menschen, ihren Fragen und Erfahrungen immer wieder Neues lernen.

Darüber hinaus bieten wir ganz unverbindlich Möglichkeiten an, sich zu informieren. In unserem Podcast »United in Mission« (<https://unitedinmissionpodcast.podigee.io/>) kommen wir jeden Monat mit Menschen ins Gespräch über verschiedene Themen, die, wie es in der VEM üblich ist, aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden. Themen wie Sexismus oder interkulturelle Kirche oder das Ringen um den Begriff Mission geben rund 800 Hörer*innen monatlich genug Stoff, um über ihren eigenen eurozentrischen Blick nachzudenken. In der Auseinandersetzung mit dem eigenen Weißsein kann das ein guter Anstoß sein, über Rassismus nachzudenken. Teil des kolonialen Erbes ist es schließlich, uns als die Norm zu sehen und alle anderen als anders und fremd. So denken wir schon seit 25 Jahren nicht mehr in der VEM und genau das versuchen wir mit diesem Podcast hörbar zu machen.

Neben dem Podcast gibt es seit Mai einen Blog. Unter www.rassismusundkirche.de können Sie spannende Beiträge lesen: ein Superintendent, der sich kritisch als weißer Mann in einer leitenden Funktion in der Kirche betrachtet; eine Schwarze Mutter, die Seminare für Eltern Schwarzer Kinder anbietet; oder Beiträge, die Begrifflichkeiten wie »White Saviorism – weiße Retterschaft« erklären und problematisieren. Außerdem bekommt man dort Material für den Kindergottesdienst, die Konfistunde oder den Gottesdienst. Man findet Ansprechpartner*innen vor Ort oder kann im Forum eine Frage stellen, sich vernetzen und austauschen. Diesen Blog haben wir vor allem ins Leben gerufen, weil wir keine eigenen Kapazitäten mehr für die zahlreichen Anfragen hatten. Uns liegt aber die antirassistische Bewegung in der Kirche in



Deutschland so sehr am Herzen, dass wir unsere Expertise zur Verfügung stellen und Menschen, die bereits auf dem Weg sind, miteinander vernetzen möchten.

Wir sind als VEM nämlich gar nicht allein auf dem Weg. An vielen Orten in ganz Deutschland setzen sich Gruppen, Institutionen, Bewegungen, Kirchenkreise, Diakonie und andere Werke, Universitäten und Einzelpersonen selbstkritisch mit dem Thema Rassismus auseinander. Viele laden uns ein, Vorträge zu halten oder Workshops zu geben. Dadurch sind wir mit vielen vernetzt und schätzen diesen Aufbruch im kirchlichen Raum. Vor einigen Jahren waren wir längst nicht so weit und sind trotzdem noch lange nicht am Ziel, sondern stehen immer noch am Anfang eines langen Weges. Ein 500 Jahre altes Rassenkonstrukt, das sich im weißen Gottesbild versteckt, in weißer Theologie zu finden ist, in Kinderliedern weitertransportiert wird und letztendlich dazu führt, dass

Schwarzen Pfarrer*innen ihre Kompetenzen abgesprochen werden, ist nicht mal eben schnell aus der Welt geschafft. Dennoch sind wir optimistisch, weil wir mehr und mehr das Schweigen brechen, diskutieren und alte Gewohnheiten hinterfragen. Wir sind hoffnungsvoll und freuen uns auf alles Weitere, was folgt. ■

© Assunta Jäger/VEM



Sarah Vecera, stellvertretende Leiterin der Abteilung Deutschland.

DUALISMUS ALS HINDERNIS BEI DER WAHRNEHMUNG UND VERURTEILUNG VON RASSISMUS IN THEOLOGIE UND KIRCHLICHEM LEBEN

Von Lusungu Mbilinyi

Rassismus in der Theologie. Wenn wir diese beiden Worte hören, mag die erste Reaktion sein: Diese beiden Worte gehören nicht zusammen. Wir mögen uns unwohl fühlen, sogar wütend werden und uns fragen: Warum sollen wir über ein solches Thema sprechen? Aber die unbequeme Wahrheit ist: Die Theologie, wie wir sie heute kennen, ist in gewissem Maße ein Produkt rassistischer Ideologien. Sie hat zur Entstehung und Aufrechterhaltung des Rassismus beigetragen und trägt leider auch heute noch zu rassistischem Denken bei!

Vielleicht könnte man sich fragen: Rassismus ist schlecht, und Theologie soll gut sein, wie kann eine gute Sache mit guten Absichten etwas so Schmerzhaftes wie Rassismus unterstützen? Diese Frage weist auf ein komplexes Problem hin, das tief in unsere Denkweise eingebettet ist. Das macht es schwierig, mit den Problemen in Theologie, Gemeinde

und im Leben jedes einzelnen Christen, jeder einzelnen Christin umzugehen: Dualistische Denkmuster eben.

Wurzeln der dualistischen Denkmuster

Von frühester Kindheit an sind wir darauf trainiert worden, zu denken, dass die Welt in Dunkelheit und Licht, Gut und Böse, Held*innen und Schurk*innen, Starke und Schwache, Unterdrücker*innen und Unterdrückte aufgeteilt ist. In den Märchen der Kindheit gab es die Hexe und die Fee: Die Hexe war böse, die Fee gut. In den Zeichentrickfilmen waren die Protagonist*innen immer die

Die Pantomime zeigt, was für den Menschen als solchen sehr typisch ist, was man gelegentlich auch gerne vergisst.



Guten, mit denen wir uns identifizieren wollten. Die Antagonist*innen waren die Bösen, die wir nicht mochten. In der Bibel lasen wir Geschichten über die frommen Menschen, denen wir nacheifern wollten, und Geschichten über die bösen Gegenspieler*innen, die üblicherweise als Feinde Gottes oder des Volkes Gottes dargestellt wurden. Uns wurde beigebracht, uns mit den Guten zu identifizieren, und alles, was gegen unsere ehrenvolle Aufgabe gerichtet ist, als böse oder schlecht zu begreifen! Die Welt ist jedoch komplexer, als unsere dualen Denkmuster sie zu vereinfachen versuchen. Ja, es gibt die beiden Extreme, aber niemand ist entweder vollkommen gut oder vollkommen böse. Wir sind alle irgendwo dazwischen. Ein paar Beispiele: König Salomon, der weiseste Mann, der je gelebt hat, war dumm genug, 700 Frauen zu heiraten und 300 Konkubinen zu haben. Sein Herz hörte auf, auf Gott zu vertrauen, und er verfiel schließlich dem Götzendienst. Der rechtschaffenste König in der Bibel: David, ein wahrer Freund Gottes, war korrupt genug, die Frau seines eigenen Feldherrn zu rauben und hinterlistig dessen Tod zu planen, um seine Korruption zu vertuschen.

Auswirkungen des gegensätzlichen Denkens

Das Denken in dualistischen Mustern hat uns dazu verleitet, einige unserer unentschuldbaren Praktiken für gut zu halten, schlimmstenfalls zu verherrlichen und bestenfalls zu rechtfertigen. Ein Beispiel ist, wie wir mit dem Buch Esra in der Bibel umgehen. Esra ist ein angesehener Mann. Sein ehrgeiziges Programm, Juden davon zu überzeugen, sie sogar zu zwingen, sich von ihren nichtjüdischen Ehepartnern schei-

den zu lassen, wird als ehrenhafte patriotische Tat anerkannt. Und sie wird als Antwort auf eine göttliche Berufung und notwendigen, unvermeidbaren Schritt gesehen, das geistliche Leben des Volkes Gottes wiederherzustellen. Im Buch Esra, Kapitel 10, Vers 4 ermutigt das Volk Esra zu dieser diskriminierenden Mission und verspricht ihm seine Unterstützung und Treue. Dies wurde oft in christlichen Motivationsreden und Predigten verwendet. Ähnliche Denkmuster finden sich auch im Umgang mit dem Buch Josua und der Eroberung des Heiligen Landes.

Das gegensätzliche Denken wirkt sich nicht nur darauf aus, wie wir mit der offensichtlichen Diskriminierung umgehen, die von unseren Held*innen in der Bibel dargestellt wird. Es wirkt sich auch darauf aus, wie wir diskriminierende Verhaltensweisen, Schriften und Lehren unserer Held*innen in der Kirchengeschichte, höchst einflussreicher Theolog*innen und Philosoph*innen betrachten und darüber sprechen. Zum Beispiel rechtfertigen wir Martin Luthers ausgrenzende Rhetorik gegenüber den Türken, indem wir darauf hinweisen, dass er damals dafür verurteilt wurde, das Christentum zu spalten, anstatt es gegen das Osmanische Reich zu vereinen, das Europa zu erobern und zu islamisieren drohte. Ebenso ignorieren wir gänzlich die rassistischen Schriften von Immanuel Kant und Georg Friedrich Wilhelm Hegel. Wir tun so, als hätte es sie nie gegeben. Einfach weil Luther, der unser



Wir sind anfällig dafür, die rassistischen Fehler der früheren Generationen des Christentums zu wiederholen, wenn wir sie nicht beim Namen nennen und als Fehler verurteilen.



Christentum reformiert hat, und Kant und Hegel, die Väter der Aufklärung, zu den Guten gehören, und nicht zu den bösen Rassisten!

Der Versuch, rassistisches Denken oder Verhaltensweisen unserer biblischen Held*innen, berühmter Persönlichkeiten der Kirchengeschichte, Philosoph*innen und Akademiker*innen zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, hat unter anderem folgende Auswirkungen:

1. das Entwickeln eines Gefühls der Toleranz gegenüber Rassismus
2. das Versäumnis, zugrunde liegende rassistische Muster in anderen Werken der Held*innen, Philosoph*innen oder Akademiker*innen zu erkennen
3. das Versäumnis, aus den Fehlern unserer rassistischen Held*innen, Philosoph*innen oder Akademiker*innen zu lernen.

Wenn wir versuchen, rassistische Verhaltensweisen zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, neigen wir dazu, den Rassismus zu verharmlosen und ihn unter bestimmten Bedingungen zu akzeptieren. Wenn wir also argumentieren, »was der oder die Held*in sagte und tat, war dem Zeitgeist geschuldet«, neigen wir dazu, Rassismus in einem Kontext zu rechtfertigen, in dem die Mehrheit der privilegierten Menschen rassistische Gedanken hatte. Diese Art der Argumentation steht im Widerspruch zum Gebet Jesu für die Gemeinde in Johannes 17,16. Jesus betete, dass die Gemeinde nicht von der Welt sein, sondern die Welt verwandeln solle. Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, lebendige Fische schwimmen gegen den Strom. Als Christ*innen müssen wir den Mut haben zu sagen, dass unsere Held*innen sich in vielen Aspekten dafür entschieden haben, von der Welt zu sein, statt die Welt zu verwandeln. Sie haben sich dafür entschieden, mit dem Strom zu schwimmen, statt gegen ihn. Sie haben sich dafür entschieden, tote Fische zu sein, wenn es um Rassismus geht.

Die Art und Weise, wie wir die Dinge wahrnehmen, beeinflusst unsere Sprache, unser Handeln und Schreiben. Und sie hat Einfluss darauf, wie wir Strukturen und Muster entwickeln, die die Welt um uns herum formen. Das gilt auch für unsere Held*innen, Philosoph*innen und Akademiker*innen der Bibel und der Kirchengeschichte. Die Einsicht, dass die Menschen, die die Grundlage für die Strukturen und Denkmuster unserer modernen Kirche gelegt haben, rassis-

tische Ideologien hatten oder zumindest von solchen beeinflusst waren, lässt uns rassistische Strukturen und Muster innerhalb weithin akzeptierter kirchlicher Praktiken und Denkweisen erkennen. Allgemein gesprochen bringt uns die Erkenntnis der rassistischen Ideologien früherer Generationen des Christentums dazu, christliche Normen und Praktiken mit einem rassismuskritischen Auge zu betrachten. Das Versäumnis, die rassistischen Ideologien der früheren Generation von Christ*innen zu erkennen, macht uns jedoch auch blind für den offensichtlichen Rassismus im heutigen Christentum.

In Swahili haben wir ein Sprichwort: »kufanya kosa ni kosa, ila kurudia kosa ni kosa kubwa.« Es bedeutet: Es ist falsch, Fehler zu machen, aber es ist noch schlimmer, einen Fehler zu wiederholen. Wir sind anfällig dafür, die rassistischen Fehler der früheren Generationen des Christentums zu wiederholen, wenn wir sie nicht beim Namen nennen und als Fehler verurteilen. Jeder Fehler ist eine Lektion, wenn er ehrlich reflektiert wird. Wenn unsere Fehler jedoch beschönigt werden, dann verlieren sie den Lerneffekt. Leider ist dies etwas, was wir oft mit Rassismus tun, aus Angst, unsere Held*innen als rassistisch zu verurteilen.

Fazit

Die Kirche muss aufhören, in gegensätzlichen Mustern zu denken, und erkennen, dass die Welt nicht einfach in Gut und Böse eingeteilt ist. Wir müssen erkennen, dass selbst unsere größten Held*innen schlechte Seiten hatten, und eine der schlechten Seiten waren verinnerlichte rassistische Ideologien. Wir müssen einsehen, dass rassistische Einstellungen unserer Held*innen sie nicht weniger zu Held*innen machen, sondern sie menschlicher werden lassen, da es in der menschlichen Natur liegt, sich zu irren. Das rassistische Denken, das wir bei unseren Held*innen finden, soll keine Grundlage sein, um alles Positive für null und nichtig zu erklären, sondern es soll uns als Anregung dienen, ihre Arbeit mit einem sensiblen und kritischen Auge für zugrunde liegende rassistische Muster und Strukturen zu betrachten. Die Erkenntnis, dass wir gleichzeitig gut und schlecht sind, soll uns dazu bewegen, demütig zu handeln, und uns helfen, die, die wir für rassistisch halten, mit Liebe zu korrigieren, statt mit hartem Urteilsvermögen.



Lusungu Mbilinyi, Pastor, Koordinator für Globales Lernen in Ökumenischer Perspektive der VEM.

»ICH GLAUBE, DASS MAN RASSISMUS ETWAS ENTGEGENSETZEN KANN«

Im Interview mit dem ehemaligen VEM-Süd-Süd-Mitarbeiter Pastor Dr. Josephat Rweyemamu

Von Mai 2014 bis Mai 2021 hat der promovierte Theologe im Auftrag der VEM an der Silliman Universität in Dumaguete Missiologie unterrichtet – für Bachelor und Master-Studierende wie für Doktorand*innen. Trägerin der Universität ist die Vereinigte Kirche Christi in den Philippinen (UCCP), eine Mitgliedskirche der VEM. Zusammen mit seiner Familie hat er dort sieben Jahre lang gelebt und gearbeitet. Das VEM-JOURNAL hat mit JOSEPHAT RWEYEMAMU gesprochen.

☞ Wer studiert an der Silliman Universität?

☞ An der Silliman Universität studieren rund 10.000 Einheimische und ungefähr 300 internationale Student*innen aus etwa 56 Ländern in Asien, Amerika, Afrika und Europa: eine reiche Mischung aus Kulturen, sozialer Orientierung und Glaubensperspektive. Der Austausch mit Studierenden aus aller Welt, unabhängig von ihrer Herkunft, ist Teil des Programms. Das internationale Büro und die internationale Studentenorganisation der Uni arbeiten eng mit den ausländischen Student*innen zusammen. Diese internationale Uni-Gemeinschaft ist sehr wichtig, weil sie Menschen zusammenbringt, was das Problem von Rassismus und Diskriminierung reduzieren könnte. Die meisten unserer Student*innen, vor allem die der Theologischen Fakultät, sind Frauen. Viele Frauen in den Philippinen sind sehr gebildet. Die Gesellschaft ist eher bereit, Frauen in Leitungspositionen zu akzeptieren, einschließlich der Ordination von Frauen in der Kirche. Es gibt mehrere Bischöfinnen in der UCCP. Zurzeit steht an der Spitze der Universität eine Frau, und auch die theologische Fakultät wird von einer Frau geleitet. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Diskriminierung von Frauen, zumindest aus der Perspektive eines Ausländers, wenn überhaupt, nur minimal sein dürfte.

☞ Wie zeigt sich Rassismus in der philippinischen Gesellschaft?
☞ Rassismus in den Philippinen? Die Philippinen sind groß, und wie in jedem anderen Land auch gibt es kulturelle Unterschiede. Aus diesem Grund möchte ich mich auf die Stadt Dumaguete konzentrieren, wo ich lebe und lehre. Die Silliman Universität ist eine der herausragenden Universitäten in den Philippinen. Die Universitätsstadt wird von zahlreichen Tourist*innen besucht. Viele Menschen in dieser Stadt sind gebildet und wissen, was in der Welt passiert. Aber nur wenige Menschen, mit denen ich auf der Straße gesprochen habe, interessieren sich für Afrika. Einige denken, dass Afrika ein Land ist. Andere meinen, Afrika ist ein Ort mit

» Als mein Sohn noch neu an der Universität war, erzählte er mir zum Beispiel, dass einer seiner Kommilitonen beunruhigende Fragen stellte: ›Warum bist du Schwarz? ...

vielen Tieren und wenigen Menschen, die mit Tieren zusammenleben. Manche glauben, dass Afrika ein heißer Kontinent ist, der zu einem großen Teil mit Wüste bedeckt ist. Mein Nachbar dachte, dass es auf meinem Kontinent nie regnet. Ich war wirklich schockiert, denn mein Nachbar ist ein gebildeter Mensch – ein Universitätsdozent. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass der zweitgrößte Kontinent der Erde verschiedene klimatische Bedingungen haben könnte. Diese Menschen erklärten mir, dass diese ›falschen‹ Informationen von Medien, vor allem von internationalen Fern-



sehsendern, verbreitet werden. In den Medien wird der Kontinent oft mit Armut, Krieg und Krankheiten in Verbindung gebracht. Es ist beunruhigend zu sehen, wie die Berichterstattung einiger Medien in der Welt zur Aufrechterhaltung des Rassismus beiträgt. Während sie ihre eigenen Probleme vertuschen, berichten sie fast ausschließlich negativ über Afrika. Das könnte als Rassismus gedeutet oder als Samen Korn verstanden werden, aus dem sich rassistische Einstellungen gegenüber Menschen vom afrikanischen Kontinent entwickeln können.

Wie kann Rassismus Ihrer Meinung nach generell entgegengewirkt werden?

Ich glaube, dass man Rassismus etwas entgegensetzen kann. Etwa indem man sich mit Menschen, die anders zu sein scheinen als wir, die einen anderen kulturellen Hintergrund und einen anderen Glauben haben, auseinandersetzt. Ich habe zum Beispiel festgestellt, dass Asiat*innen und Menschen aus Europa und Nordameri-



ka, die Afrika bereist und sich Kenntnisse angeeignet haben, positiver über den Kontinent denken und ihn mehr wertschätzen als diejenigen, die das nicht getan haben. Sie schätzen den Reichtum der natürlichen Ressourcen und das angenehme Klima. Sie schätzen die Gastfreundschaft der Menschen, die Vielfalt an interessanten und reichen Kulturen und so weiter. Dies führt mich zu der These, dass Rassismus und Diskriminierung anderer Menschen meist auf einem Mangel an richtigen Informationen, Wissen und Kenntnissen über Menschen, die anders sind als wir, beruhen. Rassismus basiert sicherlich auf dem, was man als Angst vor dem Unbekannten und Trugschluss der Verallgemeinerungen bezeichnen könnte, die auf Fehlinformationen und Vorurteilen über andere Menschen beruhen und in den meisten Fällen aus unlauteren Informationsquellen stammen.

Wie wird Rassismus an der Universität erlebt?

Wie ich bereits sagte, bildet die Silliman Universität eine integrative Gesellschaft, in der Student*innen und Professor*innen aus vielen Teilen der Welt leben. Die Silliman Uni-

versität ist eine christliche Universität. Student*innen mit unterschiedlichem religiösem Hintergrund und aus verschiedenen Kulturen sind hier willkommen. Ihnen werden gleiche Chancen zur Selbstverwirklichung, zur Teilnahme an Gottesdiensten und zur Ausübung ihres Glaubens geboten. Die Universität hat ein sehr gutes Inklusionskonzept. Die Menschen, die hier studieren und lehren, kommen aus verschiedenen Kulturen, mit ganz unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten, Hautfarben und Nationalitäten. Sie werden gleichberechtigt und mit dem nötigen Respekt aufgenommen.

Es gibt wohl nur wenige rassistische Vorfälle an der Universität. Als mein Sohn noch neu an der Universität war, erzählte er mir zum Beispiel, dass einer seiner Kommilitonen beunru-



Es ist beunruhigend zu sehen, wie die Berichterstattung einiger Medien in der Welt zur Aufrechterhaltung des Rassismus beiträgt.



higende Fragen stellte: ›Warum bist du Schwarz? Warum sind deine Haare anders als unsere? Warum studierst du in unserem Land und nicht in deinem eigenen Land?‹ Er erinnert sich, dass er eines Tages von einem Kommilitonen ausgelacht wurde, als er das Thema im Seminar präsentierte. Mein Sohn stellte ihn daraufhin zur Rede. Später wurde er zu einem seiner besten Freunde. Ein*e Rassist*in kann sich ändern und ein guter Freund oder eine gute Freundin werden, wenn er oder sie mit der Wahrheit über andere konfrontiert wird.

Haben Sie Rassismuserfahrungen?

Als Ausländer wurde mir klar, dass es auch innerhalb eines Landes eine Art von Rassismus geben kann. Zum Beispiel die Art und Weise, wie die Menschen, die Tagalog sprechen (Tagalog ist die am weitesten verbreitete Sprache in den Philippinen – Anm. d. Red.), und diejenigen, die eine andere Sprache wie beispielsweise Bisaya/Cebuano sprechen, einander sehen und behandeln. Oder die Art und Weise, wie die Gesellschaft die Menschen, die fließend Englisch sprechen, höher schätzt als diejenigen, die das nicht können. Das findet

man allerdings nicht nur in den Philippinen, sondern auch in vielen anderen Ländern, einschließlich in meinem Heimatland Tansania. In den Philippinen werden Ausländer*innen meistens als finanziell privilegierte Menschen angesehen. Sie können sich eine Reise in die Philippinen leisten. Ich persönlich kann mich an keinen konkreten Vorfall erinnern, bei dem ich mich diskriminiert gefühlt habe, weil ich Schwarz bin. Stattdessen habe ich rund um Dumaguete viele Freunde gefunden – Männer, Frauen wie Kinder. Die meisten Menschen in den Philippinen lieben internationale Basketballturniere. Viele von ihnen sind Fans von berühmten Schwarzen amerikanischen Spielern. Einige meiner Freunde fragten mich, ob ich mit einem von ihnen verwandt sei. Sie waren überrascht, als sie erfuhren, dass ich nicht einmal ihre Namen kenne. Ich bin kein großer Basketballfan. Die Filipinos sind sehr freundlich zu Ausländer*innen, vor allem, wenn sie versuchen, ihre Sprache zu sprechen, ihr Essen zu genießen und ihre Kultur zu respektieren. Fast jede Person, die ich getroffen habe, hat mich ›amigo‹ (mein Freund) oder ›kuya‹ (mein Bruder) genannt. Die meisten Leute, mit denen ich mich unterhielt, sagten: ›Es ist mir egal,

versitäts-Gottesdiensten und in der evangelischen Kapelle zu predigen. Dort hatte ich auch die Gelegenheit, über meinen Glauben zu sprechen und meine theologische Sichtweise zu verschiedenen Themen mitzuteilen.

Neben der Lehre wurde ich mit anderen Aufgaben betraut: Ich war zum Beispiel Mitglied des Forschungs- und Publikationskomitees, Komitee-Mitglied des Instituts für Internationale Mission und Interkulturelle Studien in Asien. Ich habe auch unsere Student*innengruppen betreut.

Meine Student*innen liebten mich und vertrauten mir. Die meisten von ihnen kamen in mein Büro und teilten mir ihre persönlichen Sorgen mit. Ich betete mit ihnen und ermutigte sie jedes Mal. Sie waren mir gegenüber ganz offen und sagten, dass ich für sie nicht nur ein Professor, sondern ein Vater und Freund war. Sie machten mir deutlich und zeigten das auch in den sozialen Medien, dass sie nicht nur in meinem Unter-



Sieben Jahre hat der Tansanier Rweyemamu mit seiner Familie in Dumaguete gelebt und gearbeitet. Dort waren sie willkommen und erhielten jede Art von Unterstützung.

ob du Schwarz, weiß oder gelb bist – mich interessiert eher deine Einstellung.«

Ich habe sieben Jahre lang mit meiner Familie in den Philippinen, in Dumaguete, gelebt. Das war das erste Mal, dass wir den asiatischen Kontinent besuchten. Ich kannte weder die philippinische Kultur noch kannte ich irgendeine Person. Wir waren absolut neu in diesem Teil der Welt und wir wussten nicht, wie wir empfangen werden würden. Eines war jedoch klar: Gott hat uns dorthin geschickt und er wird mit uns sein. Meine Familie und ich, wir glaubten, dass wir mit unseren Brüdern und Schwestern in Christus arbeiten und leben werden. Was wir uns damals vorstellten, stellte sich als wahr heraus. Meine Familie und ich waren willkommen und erhielten jede Art von Unterstützung.

Meine Kinder haben viele Freund*innen auf dem Campus und sogar außerhalb gefunden. Meine Kolleg*innen an der Divinity School vertrauten mir. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde ich gebeten, als Hauptredner zu sprechen, etwa bei einer internationalen Missionskonferenz auf dem Uni-Campus. Von Zeit zu Zeit wurde ich gebeten, in den Uni-

richt lernten, sondern auch von meiner Kultur und meinem Glauben. Das verdeutlicht die Bedeutung dieses Austauschs von Professor*innen aus dem Süden und dem Norden. Die Student*innen lernen mehr als das, was sie in den Büchern und bei den Dozent*innen finden können. Diese interkulturelle Begegnung bildet einen wichtigen Teil im gegenseitigen Engagement und Verständnis von Professor*innen und Student*innen, die aus verschiedenen Kulturen kommen. Es wäre wünschenswert, wenn die VEM diesen Austausch künftig auf Student*innen ausweiten könnte. Damit meine ich, dass Student*innen aus asiatischen Universitäten an afrikanischen Universitäten studieren könnten und umgekehrt. Dies würde ein gegenseitiges Verständnis von Menschen aus verschiedenen Kulturen schaffen. Durch diese Praktiken wird Rassismus auf lange Sicht keinen Platz mehr haben.

Vielen Dank für das Gespräch!

https://www.youtube.com/watch?v=ZYIm_TFCEDM

»ES IST NICHT MÖGLICH, SICH ANDAUERND UND IMMER WIEDER AUF RASSISTISCHE ÜBERGRIFFE VORZUBEREITEN.«

Rassismus im Pfarramt

Von Daniela Konradi

Mitten in der Corona-Zeit hatte ich mich im Mai 2020 entschlossen, an zwei Demonstrationen der »Black Lives Matter«-Bewegung hier in Hamburg teilzunehmen. Normalerweise bin ich eher ein Demonstrationsmuffel und meide große öffentliche Events. Aber nach dem Mord an George Floyd war auch ich an dem Punkt zu sagen: »Es reicht! Black lives matter – Schwarze Leben zählen!«

Ich bin Daniela Konradi, 55 Jahre alt und seit 1996 Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche). Ich bin Schwarze Deutsche. (Schwarz wird großgeschrieben, weil es eine politische Haltung widerspiegelt und keine Aussage über meine Hautfarbe ist.)

Wenn ich mich mit dieser Selbstbezeichnung bei weißen Menschen der Mehrheitsgesellschaft vorstelle, entsteht meist gleich die erste Irritation. »Wieso sagst sie, dass sie schwarz ist? Sie ist doch eher hell.«

Weißer Menschen sehen es als ganz normal und selbstverständlich an, dass sie mir sagen, welche Hautfarbe ich habe. Sie fragen mich nicht: »Wieso sagst du, dass du schwarz bist?«, und wir treten in ein Gespräch ein, das uns alle in Sachen antirassistischer Haltung weiterbringt, sondern sie legen mich aufgrund ihrer anerzogenen Deutungshoheit auf eine Hautfarbe fest.

Die Bezeichnung Schwarze Deutsche haben BPoCs (Black People of Colour – ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit Rassismuserfahrung, die nicht als weiß, deutsch und westlich wahrgenommen werden), die in Deutschland leben, sich selbst geben. Sie ist uns nicht wie die unzähligen anderen Bezeichnungen (die ich hier aufgrund der oft dahinterstehenden rassistischen Haltung nicht wiederholen mag) von der weißen Mehrheitsgesellschaft gegeben worden, sondern spiegelt eine selbstbewusste und politische Haltung Schwarzer Menschen wider.

Es fällt vielen weißen Menschen schwer, diese Selbstbezeichnung kommentarlos zu übernehmen, zu groß ist die interna-

lisierte, aber eben rassistische Vorstellung, Menschen so bezeichnen zu können, wie es gefällt.

Ähnlich schmerzhaft können Begegnungen mit Menschen sein, die mir beispielsweise bei Beerdigungsgesprächen oder Vorbereitungsgesprächen für Trauungen etc. begegnen. Es ist mir schon passiert, dass mir die Tür vor der Nase zugemacht wurde und eine Witwe zu mir durch die geschlossene Tür sagte: »Sie sind nicht die Pastorin. So sehen Sie nicht aus!« Als sie mir dann einige Minuten später, nachdem sich ihr Sohn im Internet über mich erkundigt hatte, die Tür doch öffnete, war ich drauf und dran fortzurennen. Wegrennen ... und den Schmerz nicht mehr fühlen müssen. Wegrennen ... und niemals mehr spüren müssen, dass ich nicht dazugehöre. Stattdessen musste ich mich wieder einmal »zusammennehmen« und mich mit einem freundlichen Lächeln um diejenigen kümmern, die mir eben gerade ihre Vorurteile an den Kopf geworfen hatten.

» Ich wünsche, kirchliche Gremien und ihr Leitungspersonal würden sich intensiver damit beschäftigen, wodurch rassistische Ressentiments entstehen.



© Carolima Schön

Immer, wenn ich diese Begebenheit erzähle, sind meine Zuhörer*innen erschüttert. Viele fragen, wie es mir gelinge, mich innerlich immer wieder auf einen möglicherweise kommenden rassistischen Übergriff vorzubereiten. Ich antworte dann immer: »Das kann ich nicht!« Es ist nicht möglich, sich andauernd und immer wieder auf rassistische Übergriffe vorzubereiten und zu hoffen, man könne sich an diesen Schmerz gewöhnen. Das ist nicht möglich. Jeden Angriff, jede Mikroaggression erlebe ich unmittelbar und das tut weh.



Daniela Konradi mit ihrer Tochter Teje

© Teje Konradi

Ich habe mich schon als junge Pastorin gefragt, wie wir als Kirche etwas gegen diese rassistischen Ressentiments unternehmen können, darum engagiere ich mich seit Jahren innerhalb der Nordkirche gegen Rassismus.

Unsere Kirche hat sich ja in unzähligen Verlautbarungen immer gegen Rassismus ausgesprochen und nahm auch im vergangenen Jahr deutlich Stellung, als beispielsweise Bischöfin Kirsten Fehrs sagte: »Rassismus ist eine Sünde« (www.kirche-hamburg.de/nachrichten/details/bischoefin-fehrs-rassismus-ist-eine-suende.html). Ich bin darüber sehr froh. Trotzdem begegnet mir Rassismus täglich auch in unserer Kirche. Wieso ist das so?

Ich glaube, dass sehr vielen Menschen nicht bewusst ist, dass wir in gesellschaftlichen Zusammenhängen leben, die einerseits für die weißen Menschen der Mehrheitsgesellschaft Privilegien mit sich bringen und andererseits BPOCs oftmals benachteiligen. Beispielsweise werden Arbeitsstellen häufig nicht an BPOCs vergeben, sondern lieber an weiße Menschen. In Afrika erlangte Berufsabschlüsse werden meistens nicht anerkannt und dementsprechend gelingt oft der berufliche Einstieg – auch in unserer Kirche – nicht.

Auch wenn wir als Kirche Offenheit und Toleranz gegen jeden Menschen predigen, gelingt es bisher nicht, mehr Menschen für unsere Kirche zu begeistern, die nicht zur weißen Mehrheitsgesellschaft gehören. Dabei liegt der Anteil an Menschen mit Migrationsgeschichte in Hamburg derzeit

etwa bei 36,1 Prozent (Stand 2019). Uns fehlt schlichtweg der Blick auf diese Personengruppe und die dafür nötigen einladenden Angebote, wie beispielsweise Empowerment-Gruppen, Safe Spaces für BPOC-Frauen oder -Männer, Konfirmandenunterricht, der sich kritisch mit der Missionsgeschichte in Afrika auseinandersetzt, oder Kirchengeschichtsgruppen, die sich mit den Ursachen und Folgen der deutschen Kolonialgeschichte beschäftigen, etc.

Ich wünsche, kirchliche Gremien und ihr Leitungspersonal würden sich intensiver damit beschäftigen, wodurch rassistische Ressentiments entstehen. Es wäre auch gut, wenn sich in der Pastor*innen- und Diakon*innen-Ausbildung ein antirassistischer Blick auf Gemeindeangebote und Gemeindeführung etablieren würde und Kirchengemeinderäte dazu bewegt werden könnten, an Antirassismus-Trainings teilzunehmen.

Und ich wünsche mir, dass mehr BPOC-Pastor*innen in unserer Kirche eingestellt werden würden, damit wir gemeinsam an einer Kirche bauen könnten, die (noch) mehr von der Vielfalt der Kinder Gottes sichtbar werden lässt. ■

© Carolina Schön



Daniela Konradi, Afrodeutsche Pastorin, aufgewachsen in Rostock, Studium der Theologie in Leipzig und Hamburg, Pastorin in der Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Michael in Hamburg-Bergedorf.

Wer aber bist du, dass du deine Nächsten verurteilst?

Jakobus 4,12



zu mainstream



zu grün



zu dunkel



zu nackt



zu dick



zu viele



Gegen Diskriminierung und Ausgrenzung. Für Menschenrechte.

Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08 · Stichwort »Menschenrechte«

www.vemission.org/menschenrechte2021



#againstdiscrimination

»DU BIST ABER HÜBSCH FÜR EINE PAPUA«

Das Bild rechts zeigt Papua-Frauen, die auf dem Markt in Wamena Obst und Gemüse verkaufen.

Die Diskriminierung der indigenen Papua in Indonesien

Von Rina Yanike

Die Provinzen Papua und West-Papua sind zwei Provinzen im östlichen Teil der Republik Indonesien, die zusammen auch als Westpapua bezeichnet werden (die östliche Hälfte der Insel Neuguinea bildet den unabhängigen Staat Papua-Neuguinea). Indigene Papua gehören zur melanesischen Ethnie, die auch die indigene Bevölkerung der Molukken und Ost-Nusa Tenggara beinhaltet. Sie haben meist dunkle Haut und lockiges Haar. Physisch sehen Papua genauso aus wie die melanesische Bevölkerung mehrerer Länder im Pazifik, wie Papua-Neuguinea, Salomonen, Vanuatu und Fidischi. Abgesehen davon, dass die Papua anders aussehen, haben sie auch ein kompliziertes Verhältnis zu Indonesien.

Die Papua erleben oft rassistische Äußerungen und Handlungen durch Mitglieder anderer ethnischer Gruppen in Indonesien. Rassismus gegen Papua findet jeden Tag in fast allen Sektoren wie Bildung, Arbeit, Sport und sozialen Beziehungen statt.

Ein Beispiel ist Rassismus im Fernsehen. Einige Filme und Serien, in denen Papua dargestellt werden, zeigen diese als rückständig und ungehobelt. Außerdem werden häufig Stammeskonflikte erwähnt, um zu zeigen, dass Papua nicht »zivilisiert« sind. Eine populäre Comedyserie, die auf einem Privatsender ausgestrahlt wird, zeigt die Figur Maria aus Papua. Sie ist laut, unhöflich und cholerisch. Eine Dokumentation zeigt die Korowai in Westpapua, die in Baumhäusern wohnen. Dabei wird suggeriert, dass alle Papua noch auf diese Art und Weise leben, denn moderne Städte in Westpapua werden nicht gezeigt. Das Bild des »unterentwickelten« Papua, das in den Medien gezeigt wird, verfestigt sich in den Köpfen vieler Menschen.

Im Sport bekommen Fußballer aus Papua auf dem Feld und aus der Fankurve häufig rassistische Rufe zu hören. In den 1990er-Jahren wurden die Spieler Theodorus Bitbit und Noah Maryen während eines Auswärtsspiels mit Bananen beworfen. Das war kein Einzelfall.

Junge Menschen aus Papua erleben rassistische Diskriminierung, wenn sie außerhalb Papuas studieren: Kinder geben Af-

fenlaute von sich, im Bus will niemand neben ihnen sitzen, Fragen und Aussagen wie: »Gibt es in Papua Autos?«, »Tragen die Leute dort auch Kleidung?«, »Gibt es dort noch Kannibalen?«, »Wie hast du es als Papua denn bis hierhin in die USA geschafft?«, »Du bist aber hübsch für eine Papua« gehören zum Alltag.

Ein Freund erzählte mir von seinen Erfahrungen bei der Visabeantragung für die Schweiz. Eine Frau kam zu ihm und fragte: »Du willst als Papua alleine in die Schweiz? Du bist ja schon mutig, bis hierhin (Jakarta) zu reisen.«

Student*innen aus Papua haben auf der Insel Java häufig Schwierigkeiten, Wohnraum zu finden. Ihnen wird nachgesagt, sie seien Störenfriede, die oft betrunken sind. Auch als Separatist*innen werden sie abgestempelt, obwohl die Hintergründe für die Bewegung für mehr Selbstbestimmung nicht beachtet oder erörtert werden. 2016 kursierten Fotos von einem Studenten aus Papua, der bei seiner Verhaftung auf den Kopf getreten und dessen Kopf mit Fingern in den Nasenlöchern gewaltsam hochgezogen wurde. Er heißt Oby Kogoya, studierte in Yogyakarta und wurde von indonesischen Polizisten bei seiner Verhaftung misshandelt. Es gibt viele Beispiele dafür, wie brutal und aggressiv indonesische Sicherheitskräfte gegen Papua vorgehen.

Viele der gewaltsamen Übergriffe auf Papua seit 1962 sind nicht dokumentiert. Sie bleiben aber in der Erinnerung der Menschen und werden an die jüngere Generation weitergegeben. Die jungen Menschen erben die psychischen Wunden und Narben ihrer Eltern und Großeltern. Diese Wunden und Narben entwickeln sich nach und nach zu einem inneren Pulverfass, das jederzeit explodieren kann.

Ein Foto in den sozialen Medien war der Auslöser für einen Menschenauflauf tausende Kilometer von Papua entfernt, in der Stadt Surabaya in Ost-Java. Am 16. August 2019, einem Tag vor dem 74. Unabhängigkeitstag Indonesiens, wurde ein Wohnheim, in dem vor allem Student*innen aus Papua lebten, von einer Menschenmasse umzingelt. »Affe, Schwein, Vieh, Hund« riefen sie, »Komm lieber nicht raus, wir warten

hier auf dich«. Die Polizei war anwesend, tat aber nichts, um den Mob zu beruhigen oder die Versammlung aufzulösen. Stattdessen warfen sie Steine, rüttelten am Tor und schossen sogar mit Tränengas in das Wohnheim hinein. Schließlich verschafften sie sich gewaltsam Zugang und verhafteten 43 Student*innen, die auf das Polizeirevier gebracht wurden. Das Wohnheim war angegriffen worden, weil ein Foto in den sozialen Medien kursierte, auf dem ein Flaggenmast vor dem Gebäude umgeknickt und die indonesische Flagge im Graben gelandet war. Bis heute hat die Polizei nicht aufgeklärt, wer den Flaggenmast gefällt hatte. Die Polizei ließ die Flagge, ein Staatssymbol, auch einfach im Graben liegen.



Die Ereignisse von Surabaya waren bald in ganz Indonesien in aller Munde, natürlich auch in Westpapua. Die jahrzehntealten Wunden brachen wieder auf. Menschenmassen versammelten sich auf den Straßen von Sorong, Manokwari, Fak-fak, Timika, Nabire, Jayapura und Wamena. Schwarzer Rauch stieg in den blauen Himmel auf. Die Menschen protestierten gegen



Rassismus, nicht nur in Papua, sondern auch in einigen anderen Städten in Indonesien. Student*innen versammelten sich vor dem Palast des Präsidenten in Jakarta und hissten die Morgensternflagge (ein Symbol der

Freiheitsbewegung Westpapas). Hunderte Studierende kehrten nach Westpapua zurück.

Der Staat reagierte auf die Antirassismus-Demonstrationen. Vor dem Präsidentenpalast wurden sechs Menschen verhaftet, in Jayapura sieben. Sie wurden wegen Hochverrats angeklagt. Eine weitere Maßnahme war, dass nach den Demonstrationen das Internet in weiten Teilen Westpapas abgestellt wurde. Der Staat nahm die Demonstrierenden überhaupt nicht ernst und ging kaum auf die Vorfälle in Surabaya und die tägliche rassistische Diskriminierung, die Papua erleben, ein. Präsident Jokowi gab bekannt, dass Emotionalität verständlich, Verzeihen aber besser sei. Außerdem wurden 6.000 weitere Soldaten in Westpapua stationiert und auf mehrere Landkreise verteilt.

Die Diskriminierung gegen Papua findet auch im Arbeitssektor statt. Das Sonderautonomiegesezt von 2001 sichert zu, dass bestimmte wichtige Posten nur von indigenen Papua besetzt werden dürfen. Auch der Schutz und die Förderung indigener Papua sind im Gesetz verankert. In der Realität haben jedoch Nicht-Papua immer noch das Sagen. Die Papua profitieren

kaum vom Sonderautonomiegesezt. Bei der Auswahl für Staatsbeamte werden Papua regelmäßig übergangen. Im Sonderautonomiegesezt sind Quoten festgelegt, die bei der Verbeamtung von indigenen Papua weit verfehlt werden. Auch beim Militär gibt es Quoten für indigene Papua, aber bei Aufnahmeprüfungen für das Militär und für die Offizierslaufbahn haben nur wenige Papua eine Chance. Die Frage stellt sich: Hat die Regierung überhaupt Interesse daran, ihr eigenes Gesetz durchzusetzen? Wo bleiben der Schutz und die spezielle Förderung der indigenen Bevölkerung?

Die neueste Form der Diskriminierung zeigt sich in der Einstufung der Unabhängigkeitsbewegung Organisasi Papua Merdeka (OPM) und ihres bewaffneten Arms als Terrororganisation am 30. April 2021 durch den Koordinierenden Minister für Justiz und Menschenrechte. Am 1. Mai kursierten auf der Insel Bali Flugblätter mit den Worten »Die terroristischen bewaffneten Gruppen in Papua und die Allianz papuanischer Student*innen (AMP) müssen vernichtet werden«. Und »die bewaffneten Gruppen Papuas sind Terrorist*innen«.

Indonesien hat 1969 die Internationale Konvention zur Beseitigung jeglicher Form von Rassendiskriminierung ratifiziert, die durch das Gesetz der Republik Indonesien Nr. 29 von 1999 und Artikel 28 Absatz 1 der Verfassung von 1945 gesetzlich bestätigt wurde. Aus der Konvention: In diesem Übereinkommen bezeichnet der Ausdruck »Rassendiskriminierung« jede auf der Rasse, der Hautfarbe, der Abstammung, dem nationalen Ursprung oder dem Volkstum beruhende Unterscheidung, Ausschließung, Beschränkung oder Bevorzugung, die zum Ziel oder zur Folge hat, dass dadurch ein gleichberechtigtes Anerkennen, Genießen oder Ausüben von Menschenrechten und Grundfreiheiten im politischen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen oder jedem sonstigen Bereich des öffentlichen Lebens vereitelt oder beeinträchtigt wird.

Artikel 28 Absatz 2 der Verfassung von 1945 legt fest, dass jede*er das Recht hat, in jeder Hinsicht frei von diskriminierender Behandlung zu sein und Anspruch auf Schutz vor diskriminierender Behandlung hat. Aber in Wirklichkeit gibt es immer noch rassistische Diskriminierung, die sich weiterhin gegen Papua richtet. ■



Rina Yanike, Mitarbeiterin der Abteilung Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung der Evangelischen Kirche in Westpapua.

PILOTPROJEKT RASSISMUSKRITISCHE KINDERBIBEL

Die Bibel mit vielfältigen Geschichten und diskriminierungssensiblen Illustrationen neu entdecken

Von Mika Purba

Viele Menschen sind täglich Rassismus und Diskriminierung ausgesetzt – nicht nur auf der Straße, am Arbeitsplatz oder in der Schule, sondern auch im kirchlichen Umfeld. Deshalb versuchen wir, eine Gruppe von 15 Personen aus verschiedenen kirchlichen Organisationen in Deutschland unter der Leitung der VEM, vor allem Kinder barrierefrei an die Bibel heranzuführen. Wir möchten die biblischen Geschichten in eine für Kinder verständliche, sensible und gerechte Sprache übersetzen, damit Kinder die Bibel verstehen und von ihr lernen, wie vielfältig und divers Gottes Schöpfung ist.

Seit Herbst 2020 arbeitet die Gruppe an der Herausgabe der ersten antirassistischen Kinderbibel im deutschsprachigen Raum. Tatsächlich tauchte die Idee erstmals auf

der Sitzung der Arbeitsplanungskonferenz der Region Deutschland der Vereinten Evangelischen Mission im Jahr 2020 auf. In einer der Diskussionsrunden kam heraus, dass es auf dem deutschen Markt keine antirassistische Kinderbibel gibt. Die meisten Kinderbibeln sind Bibeln, die Jesus als weißen Mitteleuropäer darstellen, obwohl Jesus historisch betrachtet Person of Colour war, wie vermutlich die meisten biblischen Figuren. Wir möchten das ändern, denn die Bibel ist kein Buch, das von Weißen oder über Weiße geschrieben wurde. Wir möchten eine Bibel vorstellen, die nicht rassistisch ist und Unterschiede respektiert.



Die ursprüngliche Idee war, die Weihnachtsgeschichte aus einer antirassistischen Perspektive zu erzählen. Schließlich wurden wir aber ermutigt, eine Kinderbibel mit über 20 Geschichten aus der gesamten Bibel zu veröffentlichen. In der Arbeitsgruppe haben wir Ideen gesammelt und zusammengetragen, wie wir uns eine diskriminierungssensible Kinderbibel vorstellen würden:

- » Ich möchte eine Kinderbibel, die meiner vierjährigen Tochter vermittelt, dass Gott **nicht ein alter weißer Mann** ist.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die ernst nimmt, dass alle unsere Gottesbilder Gott nicht gerecht werden.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, für die ich mich bei meinen **BPoC***-Enkelkindern nicht fremdschämen muss.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, in der sich auch **BPoC mit den dargestellten Personen identifizieren** können.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die die historische Tatsache ernst nimmt, dass die Menschen, von denen die Bibel erzählt, **keine weißen Menschen** waren.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die **keine antijüdischen Stereotype** und Klischees bedient und reproduziert.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die sensibel ist im Umgang mit Gender, Klassismus, Ethnizität, Alter, Behinderung und Schönheitsidealen.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die sensibel mit **religiöser Diversität** zur Zeit der Bibel und heute umgeht.«
- » Ich möchte eine Kinderbibel, die Gottes **Liebe zur gesamten Schöpfung** rüberbringt.«

Kinder nehmen Gruppenzugehörigkeiten sehr genau wahr, ihre eigene und die anderer. Sie registrieren genau: Komme ich in den Geschichten vor? Wie werden Kinder wie ich dort beschrieben oder gesehen? Kommen zum Beispiel in einem Buch nur heteronormative Familien vor, nehmen Kinder mit alleinerziehenden Elternteilen oder aus queeren Familien dies wahr und beziehen es als Werturteil auf sich. Auch Auslassungen haben Wirkung: Wer nicht vorkommt, ist vermeintlich nicht so wichtig. Die Erfahrung von Zugehörigkeit und Wertschätzung hat einen großen Einfluss auf die Entwicklung des Selbstwertgefühls. Deshalb benötigen wir Bücher, die alle Kinder in ihrer Unterschiedlichkeit und mit ihren jeweiligen Familienkulturen wertschätzen und repräsentieren. (*Annette Kübler, Vom kritischen Umgang mit Kinderbüchern*, <https://www.dtppp.com/wp-content/uploads/2015/12/broschuere-wenn-rassismus-aus-worten-spricht.pdf>)



Ich möchte eine Kinderbibel, die sensibel ist im Umgang mit Gender, Klassismus, Ethnizität, Alter, Behinderung und Schönheitsidealen.



In der Bibel nehmen wir sowohl Überlieferungen wahr, die Partei für Menschen mit Diskriminierungserfahrungen ergreifen, als auch solche, die Diskriminierung und Othering (*Definition nach Andre Gingrich: die Darstellung von Machtlosen ›Anderen‹ gemäß den Interessen der Mächtigen*) unkritisch beschreiben. Da, wo christliche Theologie Kolonialismus und Rassismus und andere Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit befördert und bestärkt – in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, wird auch die Bibel auf eine diskriminierende Weise gelesen und interpretiert. Wir wollen in Textauswahl und Darstellung ausdrücklich eine biblische Theologie stark machen, die sich gegen Diskriminierung, insbesondere jedoch gegen Rassismus wendet.

Claudia Währisch-Oblau und Sarah Vecera (beide VEM) leiten die Gruppe; die wissenschaftliche Begleitung übernimmt Professorin Marion Keuchen (Evangelische Kirche im Rheinland). Außerdem arbeiten wir mit der Deutschen Bibelgesellschaft und verschiedenen Kooperationspartner*innen zusammen.

Das Team hat bereits einen Kanon für die Kinderbibel festgelegt, Kriterien für Bild- und Textsprache erarbeitet und aus zahlreichen Bewerbungen eine Illustratorin und Autorin gefunden. Die antirassistische Kinderbibel wird voraussichtlich Anfang 2022 herausgegeben. Ich freue mich schon jetzt darauf, diese Bibel in meinen Händen zu halten und sie gemeinsam mit meinen Kindern zu lesen. ■

* **BPoC** (*Black People of Colour* ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit Rassismuserfahrung, die nicht als weiß, deutsch und westlich wahrgenommen werden)

© Ramona Hedtmann/VEM



Mika Purba, ökumenische Mitarbeiterin der VEM und der Evangelischen Kirche im Rheinland für den Kirchenkreis Kleve und die Evangelische Kirchengemeinde Geldern. Die Pastorin ist Mitglied der 15-köpfigen Projektgruppe aus verschiedenen kirchlichen Organisationen.

KIRCHEN-PARTNERSCHAFTEN SIND WICHTIG FÜR DIE VEM-MITGLIEDER

Reaktionen auf das VEM-Partnerschaftspapier

Von John Wesley Kabango

Partnerschaften bedeuten für die VEM-Mitglieder eine Bereicherung ihrer Arbeit. Sie ermöglichen positive Veränderungen in der Gesellschaft. Allerdings werden manchmal Faktoren genannt, die eine fruchtbare Zusammenarbeit verhindern: Missstimmung, mangelndes Vertrauen bei beiden Partnern, unterschiedliche Ziele oder das Fehlen einer transparenten und gemeinsamen Sprache. Der VEM-Vorstand hat eine Erklärung verabschiedet, die von den drei internationalen Vorstandsmitgliedern verfasst wurde. Das Partnerschaftspapier soll dazu beitragen, dass die Partner noch mehr bewirken können und basiert auf den Erfahrungen der Partnerschaftsgruppen. So erklärt Andar Parlindungan, Leiter der Abteilung Training und Empowerment der VEM: »Anhand der Berichte der Partnerschaftsgruppen haben wir wichtige Themen herausgestellt, die unserer Überzeugung nach dazu beitragen können, Defizite zu überwinden. Es ist unser Wunsch, dass sich die Mitglieder ehrlich darüber austauschen, welche Fehler sie gemacht und wie sie diese korrigiert haben.« Einige Partnerschaftsgruppen in Deutschland verhalten sich wie Spender*innen, die ihre Partner im globalen Süden bemitleiden, und diese wiederum verstehen sich selbst oftmals als minderwertige Empfänger – obwohl es große und wachsende Gemeinden mit vielen Ressourcen und großem Potenzial sind. In diesem Fall wirken die Partnerschaften wie Beziehungen zwischen »Spender*innen« und »Empfänger*innen«. Es wird vor der Zweckentfremdung von Geldern gewarnt. Der globale Süden hat das Gefühl, kontrolliert zu werden, insbesondere wenn regelmäßige Kommunikation, ausführliche Berichte und externe Prüfungen gefordert werden.

Nach 25 Jahren VEM wurde bereits bei mehreren Partnerschaftskonsultationen die Notwendigkeit erkannt, die von Partnern erlebten Probleme anzugehen. Dazu erklärt Dyah Ayu Krismawati, Leiterin der Abteilung Asien der VEM: »Trotz guter Beispiele für Partnerschaften gibt es weiterhin Schwierigkeiten; einige Partnerschaften drohten sogar, daran zu zerbrechen.« Es wird dankbar anerkannt, wie schnell deutsche Mitglieder bereit sind, bei Aufrufen zur Soforthilfe Spenden zu sammeln. Es zeigen sich die alten Probleme: verspätete

oder fehlende Berichte, verspäteter Eingang der Hilfen bei den Bedürftigen, Misstrauen, interne Konflikte in den Empfängerkirchen und fehlende Angaben zur lokalen Beteiligung.

Bewusst oder unbewusst standen Partnerschaften unter dem Einfluss des Kolonialismus im 19. Jahrhundert, der Paternalismus und einen Überlegenheitskomplex mit sich brachte und zum Ziel hatte, die autochthone Bevölkerung zu evangelisieren – denn diese Menschen hielt man zu Unrecht für gottlose und unzivilisierte Heiden. Paternalismus ist die Einmischung eines Partners in das Leben des anderen. Die andere Seite des Problems ist Abhängigkeit, die zu einem Minderwertigkeitskomplex, Fatalismus und der Überzeugung führt, dass man ohne äußere Unterstützung nichts tun kann. All dies rührt aus der Zerteilung von Geben und Nehmen. Wenn Partner aus dem globalen Norden in Kontakt mit ihren Partnern im globalen Süden sind, vermitteln sie den »empfangenden« Kirchen manchmal unbewusst das Gefühl ihrer eigenen »Überlegenheit«. Menschen aus dem globalen Norden werden als Geldbringer betrachtet, die man um finanzielle Hilfe bittet. Paternalismus zeigt sich auf unterschiedliche Weise, zum Beispiel daran, auf welcher Ebene Entscheidungen getroffen werden, oder dass ohne Berücksichtigung des Kontexts bestimmte Methoden vorgegeben werden. In manchen patriarchalischen Gesellschaften lassen Partnerschaftsmitglieder mit langjähriger Erfahrung nicht ohne weiteres zu, dass andere sich beteiligen, insbesondere Frauen oder junge Christ*innen. Partner werden ermutigt, transparent und ehrlich die eigenen Stereotype und Überzeugungen zu analysieren und sich Zeit für offene, transparente und freundliche Gespräche zu nehmen, um die wahrgenommenen Probleme anzugehen. ■

<https://www.vemission.org/Partnerschaftspapier>



Dr. John Wesley Kabango, Mitglied des Vorstands und Leiter der Abteilung Afrika der VEM.

»DENN IHR SEID ALLESAMT EINER IN CHRISTUS JESUS!«

Von Dyah Ayu Krismawati

Als der Mensch erschaffen wurde, nannte man ihn einfach Adam. Der hebräische Name »Adam« hat mehrere Bedeutungen, unter anderem bedeutet er »Mensch«. Im Schöpfungsbericht beginnt die Bibel nicht mit der Erschaffung einer bestimmten und besonderen Menschenrasse. In der Bibel werden Adam und Eva auch nicht als Hebräer oder Ägypter erwähnt. Adam und Eva sind weder weiß noch schwarz noch gelb, nicht einmal semitisch. Ihre eigene ethnische Zugehörigkeit wird nicht genannt. Denn die Bibel scheint zu betonen, dass Adam und Eva der Vater und die Mutter aller Menschen, aller Ethnien sind. Adam und Eva werden als nichtethnisch und nichtnational dargestellt, weil sie Menschen aller Ethnien repräsentieren.

Im ersten Buch Mose, Kapitel 1, Vers 27 steht: »Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.« Das heißt, dass alle Menschen seit Beginn der Schöpfung in den Augen Gottes wertvoll und gleichwertig sind. Wenn also alle Menschen denselben Ursprung haben und es keine verschiedene Rassen von unterschiedlichem Wert gibt, wie konnten sich dann rassistische und diskriminierende Einstellungen entwickeln?

Rassismus und Diskriminierung sind menschliche Vergehen gegen das, was Gott von Anfang an gleichgestellt hat. Rassismus und Diskriminierung sind leider noch in vielen Köpfen verankert und gehören daher auch heute zum Alltag vieler Menschen. Diese Einstellung wird oft durch Nationalismus, Ethnizität, Kultur, Religion oder durch den gesunden Menschenverstand und traditionelle Werte legitimiert.



Rassismus und Diskriminierung haben viele Formen. Tatsächlich müssen rassistische Äußerungen und diskriminierende Handlungen, die entweder aus Absicht, Unwissenheit oder schlicht aus Gewohnheit resultieren, erst mal erkannt werden, um überwunden werden zu können.

Auch die Kirche und die Christen sind nicht frei von Rassismus und Diskriminierung. Verborgener oder offener. Bewusst oder unbewusst. Wir wissen, wie die Bibel in der Vergangenheit von weißen Menschen verwendet wurde, um die Sklaverei von Afrikanern zu legalisieren. Wir wissen auch, wie die Geschichte von Noah und seinen drei Söhnen in der Bibel von bestimmten Gruppen als Grundlage für ethnische Konstruktionen und Identitätskonstruktionen verwendet wird, die zerstörerische rassistische und diskriminierende Handlungen hervorbringen.

Menschliche Arroganz gefährdet das Zusammenleben in der Gesellschaft und in der Gemeinschaft der Christinnen und Christen. So betonte der Apostel Paulus die Wichtigkeit, Spaltungen wegen der Rassen-, Sozial- und Geschlechtsunterschiede aufzuheben. In seinem Brief an die Galater (Galater 3,28) schreibt er: »Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.« Kein Mensch verdient es, nur wegen seiner Rassenidentität an den Rand der Gesellschaft gedrängt und erniedrigt zu werden. ■

© Arendra Wiemardo/VEM



Dr. Dyah Ayu Krismawati, Mitglied des Vorstands der VEM und Leiterin der Abteilung Asien der VEM.

© stock.adobe/Dasha Yurk

LANDRAUB IN KINIPAN

Gemeinsames Projekt stärkt Dialog zwischen GKE-Kirchenleitung und Verantwortlichen der indigenen Bevölkerung

Die Vereinte Evangelische Mission und die Evangelische Kirche in Kalimantan (GKE) setzen sich dafür ein, dass die indigenen Laman im Dorf Kinipan nicht vertrieben werden. Gemeinsam treten sie ein für deren Landrechte, die Grundlage dafür sind, dass auch andere Menschenrechte wie etwa die auf Nahrung und Wohnen gesichert sind. Dort, wo Großkonzerne Landrechte kaufen und Palmölplantagen anbauen, wie etwa in Kinipan, hat das verheerende Auswirkungen auf die Umwelt und die Landrechtssituation der indigenen Bevölkerung.

Von Terri-Lynn-Smith und Irma Riana Simanjuntak

Das Dorf Kinipan ist indigenes Gebiet im Bezirk L mandau, Zentral-Kalimantan, Indonesien. Rund 650 Frauen und Männer wohnen hier schon seit vielen Jahren. Die Wälder, die für die Indigenen der natürliche Lebensraum sind, wecken jedoch Begehrlichkeiten bei internationalen Großkonzernen. Sie planen, die Wälder abzuholzen und Palmölpflanzen anzubauen. Damit verlieren die Indigenen ihren Lebensraum, ihre Identität, Kultur und Nahrungssicherheit. Deshalb lehnen sie den Plan ab und kämpfen seit knapp zehn Jahren um die Anerkennung ihrer Gewohnheitsrechte.

So haben sie beispielsweise 2016 zusammen mit der Indigenous Peoples Alliance of the Archipelago (AMAN) indigene Territorien kartografiert. 2017 haben sie die Ergebnisse der Customary Territory Registration Agency (BRWA) vorgelegt. Die zivilgesellschaftliche Organisation setzt sich für die Anerkennung von indigenem Land ein. BRWA hat den Vorschlag überprüft und entschieden, das Kinipan-Territorium nicht als indigenes Land anzuerkennen, und dem Palmöl-Konzern genehmigt, dort Palmölpflanzen anzubauen.

Seit 2018 führt nun der Konzern PT Sawit Mandiri (SML) im indigenen Gebiet der Kinipan Zwangsumsiedlungen durch und vertreibt die indigene Bevölkerung mit schwerem Gerät von ihren Siedlungen und landwirtschaftlichen Flächen. Das Land soll als Palmölplantage genutzt werden. Angeblich hat



Mitglieder der GKE setzen sich ein für die Rechte der indigenen Bevölkerung.

das Umweltministerium knapp 20.000 Hektar freigegeben. Die Landfreigabe und die Genehmigung der Anbaurechte fanden ohne Rücksprache und Einbeziehung der indigenen Laman Kinipan statt. Die ablehnende Haltung seitens der Laman Kinipan ist verständlich: Der Palmölanbau zerstört ihre Lebensweise und ihre Lebensgrundlage. Die indigene Bevölkerung ist von ihrem Land abhängig, sie verliert ihr Land und damit ihre Existenz. Dieser Landkonflikt konnte bis heute nicht gelöst werden.

Fälle von Landraub wie dieser sind nicht auf die Region Kalimantan beschränkt. In fast allen Teilen Indonesiens gibt es Landkonflikte. Der Schutz der indigenen Völker ist jedoch ausdrücklich, wenn auch unter gewissen Bedingungen, in der Verfassung von 1945 festgelegt, die die Einheit der indigenen Völker und ihre traditionellen Rechte respektiert.

Nach Angaben der indonesischen Menschenrechtsorganisation für Indigene, AMAN, gibt es in Indonesien 2.359 indigene Gemeinschaften. Ihre Existenz ist jedoch durch die zuneh-

mende Zahl der vom Staat erteilten Genehmigungen für Investitionen gefährdet. Präsident Jokowi selbst hat immer wieder seine Unterstützung für den Schutz der indigenen Völker zugesagt. So hat er beispielsweise kommunale Landrechte anerkannt und verschiedene indigene Völker in den Präsidentenpalast eingeladen. Dennoch kommt es auf Sumatra, Kalimantan, Sulawesi, Maluku und Papua immer noch zu Landkonflikten aufgrund der Erteilung von Genehmigungen für Bergbau- und Palmöl-Unternehmen. Auch die Zahl der Indigenen, die strafrechtlich verfolgt werden, nimmt zu. Zahlen des Verbandes für Agrarreform zufolge gab es in verschiedenen Regionen Indonesiens im Jahr 2019 279

Landkonflikte, rund 750.000 Hektar und 109.000 Haushalte waren davon betroffen.

Die bestehenden Rechtsmittel auf nationaler wie auf regionaler Ebene reichen nicht aus. Das Gesetz, das die Anerkennung und den Schutz der Rechte der indigenen Völker regelt, wurde unter Präsident Jokowi ins nationale Gesetzgebungsprogramm aufgenommen, aber noch nicht verabschiedet. Aus diesem Grund sind die Bemühungen, den Staat zur sofortigen Ratifizierung dieses Gesetzentwurfs zu drängen, sehr wichtig. Die Evangelische Kirche von Kalimantan (GKE) und der Indone-

nesische Kirchenrat (PGI) setzen sich dafür ein, dass die einheimische Bevölkerung im Dorf Kinipan nicht verdrängt oder vertrieben wird, die Strafverfahren gegen die Bewohner*innen gestoppt und ihnen ihr angestammtes Land zurückgegeben wird.

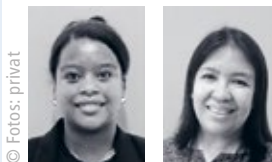
In einer Erklärung der Kirchenleitungen vom Oktober 2020 wird die Regierung aufgefordert, sich für den Schutz der indigenen Völker einzusetzen. In ihrer Stellungnahme erklärten die asiatischen Kirchen, dass indigene Völker eine verletzte Gruppe sind, die in der Vergangenheit marginalisiert und diskriminiert wurde. Seit langer Zeit verfügen sie über die lokale Weisheit, die Schöpfung zu pflegen und zu bewahren. Sich auf die Seite der indigenen Völker zu stellen, bedeutet, sich auf die Seite der Menschenrechte und der Bewahrung der Schöpfung zu stellen. Die Investor*innen im Land, die von den Behörden unterstützt werden, haben in ganz Indonesien verschiedene Konflikte verursacht. Deshalb fordern die Kirchen in Indonesien die Regierung auf, die Genehmigungen für Investor*innen sofort zu widerrufen, da diese die Umwelt und die Ordnung der indigenen Völker zerstören, was zu Verlusten, Ungerechtigkeit und sogar zur Kriminalisierung von Gemeinschaften führt, die Widerstand leisten.



Die Indigenen in Kinipan sind entschlossen, für ihr Land und ihre Rechte zu kämpfen.

Die VEM unterstützt ihre Mitgliedskirche GKE, die sich für den Schutz der indigenen Völker in Zentral- und Westkalimantan einsetzt. Gemeinsam haben sie Richtlinien zum Schutz der Rechte der indigenen Bevölkerung entwickelt und ihr Netzwerk gestärkt, das sich um das Thema Landraub und den Schutz der Rechte der indigenen Bevölkerung kümmert.

Die GKE hat zusammen mit der VEM ein Programm entwickelt, das den Dialog zwischen der Kirchenleitung und den Verantwortlichen der indigenen Völker fördern soll. So sollen etwa Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung in den betroffenen Gebieten gestärkt und die Indigenen darin unterstützt werden, für sich selbst einzutreten. Dieses Programm richtet sich an 30 Teilnehmer*innen in Zentralkalimantan. Der Dialog zwischen der Kirche und der indigenen Bevölkerung ist wichtig für ihre Zusammenarbeit und für die Einbindung der indigenen Völker. ■



Terri-Lynn Smith, Projekt- und Fundraising-Koordinatorin im Regionalbüro Asien; Irma Riana Simanjuntak, Advocacy-Beauftragte im Regionalbüro Asien der VEM.



INVESTITION MIT ZUKUNFT AUSBILDUNG IM HANDWERK

Sie werden an der »Shyogwe Technical and Vocational Education and Training School« ausgebildet.

Von Zakaria Mnkai/VEM

Die Shyogwe-Diözese der Anglikanischen Kirche in Ruanda sucht seit jeher nach Wegen, das Leben der Menschen in Ruanda ganzheitlich zu verbessern. Um dieses Ziel zu erreichen, hat die Kirche seit ihrer Gründung Programme und Projekte im Bereich Evangelisation, Bildung und Gesundheitsfürsorge entwickelt.

Die Ausbildung an der »Shyogwe Technical and Vocational Education and Training School« (TVET) gibt Jugendlichen berufliche Perspektiven, damit sie später einen Arbeitsplatz finden oder selbstständig werden und auf eigenen Füßen stehen können. Heute ist die TVET eine weiterführende Schule, die technische und berufsbildende Fertigkeiten anbietet. Das war aber nicht immer so. Angefangen hat es mit dem kleinen Projekt »Youth at Risk« der anglikanischen Diözese Shyogwe in Ruanda. Gefährdete Jugendliche, darunter Waisen, Straßenkinder und andere Kinder und Jugendliche aus sehr armen Familien, die sich keine weiterführende Schule leisten konnten, konnten hier eine kurze berufsorientierte Berufsausbildung machen. Das Projekt »Youth at Risk« wurde 2005 von der Mothers's Union, der Frauenabteilung der Shyogwe-Diözese gegründet. Ziel war es, diese heranwachsenden Mädchen und Jungen auf eine Berufsausbildung vorzubereiten. Hier haben sie gelernt, wie man schneidert, strickt und stickt, schreinert, schweißt und mauert. Diese Ausbildung half ihnen, einfache Jobs zu bekommen, damit sie sich später einmal ihren Unterhalt selbst verdienen können.

Als sich die Ausstattung für die Schreinerei und Schweißerei weiterentwickelte, wurde das »Youth at Risk«-Projekt 2008 in »Muhanga Youth Technology Centre« (MYTEC)

umbenannt. MYTEC entwickelte sich weiter und erhielt schließlich die Akkreditierung von der ruandischen Regierung. Die Stadt Muhanga (früher Gitarama) ist rund 80 Kilometer von der ruandischen Hauptstadt Kigali entfernt und das Zentrum der Shyogwe-Diözese der Anglikanischen Kirche. So konnte MYTEC 2020 den Sekundarschulabschluss anbieten und heißt seitdem »Shyogwe Technical and Vocational Education and Training School« (TVET).

Die Schule bietet heute verschiedene Berufsausbildungen an. Sie vermittelt Kenntnisse des Schreiner-, Schneider-, Maurer-, Schweißer- und Friseurhandwerks sowie eine Berufsausbildung zum Koch oder zur Köchin an.

160 Schüler*innen, darunter 36 Jungen und 124 Mädchen, besuchen die weiterführende Schule. Wenn die Covid-19-Pandemie überstanden ist, könnte die Zahl der Schüler*innen beträchtlich ansteigen. Es würde der Schule helfen, sich nach und nach selbst zu erhalten. Das Ziel der Shyogwe-Diözese ist es, diese Schule weiter zu modernisieren und auszustatten, damit die Schüler*innen gut gerüstet sind, um ihre Zukunft zu gestalten. ■

<https://www.youtube.com/watch?v=ndDI6k7vdMg>



Zakaria Mnkai, Programreferent im Regionalbüro Afrika der VEM in Daressalam, Tansania.

DIE PSYCHISCHE GESUNDHEIT IST GENAUSO WICHTIG WIE DIE PHYSISCHE GESUNDHEIT

Von Ridho Simamora

Weltweit steigt jährlich die Zahl der Suizide. Laut Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation aus dem Jahr 2019 nehmen sich jährlich weltweit rund 800.000 Menschen das Leben, die meisten von ihnen im Alter von 15 bis 29 Jahren. Aus diesem Grund hat das Regionalbüro Asien zusammen mit der Organisation Inti Mata Jiwa (IMAJI) in Yogyakarta eine Schulung für Kirchenleitende aller asiatischen VEM-Mitglieder angeboten. Coronabedingt konnte aufgrund der internationalen Reisebeschränkungen niemand aus den Philippinen, Sri Lanka und Hongkong an der Schulung teilnehmen. »Seelsorgerische Beratung und geistliche Schulung zum Thema Suizid und häusliche Gewalt« – so der Titel der Schulung in Yogyakarta.

Die Anfang 2017 in Gunungkidul südöstlich von Yogyakarta gegründete Gemeindeentwicklungsorganisation IMAJI konzentriert sich auf die psychische Gesundheit und die Stärkung der Ressourcen von Menschen. IMAJI arbeitet wissenschaftlich, wertet Daten von Studien aus, klärt auf, wie sich Selbsttötungen am wirkungsvollsten verhindern lassen, berät Behörden auf allen Ebenen und bietet Schulungen an. Zum Beispiel für das VEM-Regionalbüro Asien. Während der Schulung präsentierte IMAJI Daten und Fakten über Selbstmordfälle in Gunungkidul zwischen 2015 und 2020. Demnach können Depressionen, langanhaltende chronische Schmerzen ohne eindeutige körperliche Ursache, schwere psychische Störungen sowie wirtschaftliche Probleme und Familienprobleme der Auslöser für einen Selbstmordversuch sein. IMAJI zufolge sind Depressionen die Hauptursache von Suiziden. Was kann man tun, wenn Menschen Suizidgedanken äußern? Und wie kann man sie verhindern? Durch gezielte Schulung und Aufklärung. Damit hoffen Organisationen wie IMAJI, suizidgefährdete Menschen besser zu unterstützen und die Zahl der Selbsttötungen zu senken.

Diese Schulung machte vor allem eins deutlich: Jede*r ist verletzlich. Selbst Pastor*innen. Aber sie möchten ihre Schwäche und Verletzlichkeit nicht zeigen. Also tun sie so, als wären sie stark. Doch wie kann man ihnen helfen? Am besten durch genaues Zuhören. Deshalb sollte jede*r eine vertrauensvolle Freundin oder einen Freund finden, die bzw. der zuhören kann. Und man sollte ruhig zugeben, dass man verletzlich ist. Denn in der Schwäche wird man durch Gottes Gnade stark sein, so ein Ergebnis der Schulung. Die Ursachen, warum Menschen den Freitod wählen, sind vielfältig und komplex. Die meisten Menschen, die durch Suizid sterben, haben an einer psychischen Erkrankung gelitten, am häufigsten an einer Depression. Sie muss von allen Beteiligten ernst genommen und ganzheitlich behandelt werden. Daher ist die psychische Gesundheit für das ganzheitliche Wohlbefinden des Menschen genauso wichtig wie die physische Gesundheit.

Die Teilnehmer*innen der Schulung werden das Wissen, das sie von der fünftägigen Schulung mitnehmen, in ihrer Gemeinde oder dort, wo sie zum Dienst bestimmt sind, teilen und anwenden. So können sie hoffentlich mit dazu beitragen, dass Menschen keine Suizidgedanken mehr haben. ■



© privat

Ridho Simamora, Programmreferent im Regionalbüro Asien der VEM in Pematangsiantar.

Internationales Handbuch zur ökumenischen Diakonie erschienen

Von Godwin Ampony

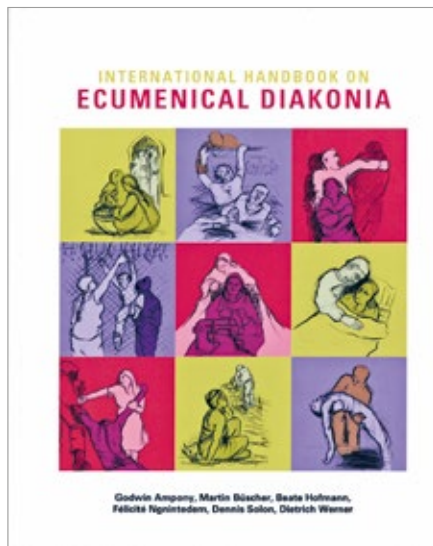
Anlass für die Herausgabe des englischsprachigen Handbuchs über ökumenische Diakonie war eine Lücke in der englischsprachigen Literatur zu Diakonienmanagement. Seit 2011 bietet die VEM mit ihrem deutschen akademischen Partner, dem Institut für Diakonienmanagement (IDM/KiHo) (Kirchliche Hochschule in Wuppertal/Bethel) diesen Masterstudiengang an. In den folgenden Jahren haben sich weitere Universitäten angeschlossen: Stellenbosch University (Südafrika), Silliman University in Dumaguete (Philippinen), Sebastian Kolowa Memorial University (Tansania), Jakarta

Bereich der Diakonie. Das Handbuch enthält wichtige Fachaufsätze von rund einhundert namhaften Wissenschaftler*innen, die fast alle bedeutenden christlichen Traditionen weltweit abdecken. ■

Godwin Ampony, Martin Büscher, Beate Hofmann, Félicité Ngnintedem, Dennis Solon, Dietrich Werner (Editors)
International Handbook on Ecumenical Diakonia
Contextual Theologies and Practices of Diakonia and
Christian Social Services – Resources for Study and
International Learning, ISBN 978-1-913363-91-8, 715 Seiten
Oxford : Regnum Books International, ©2021, £ 45



Godwin Ampony, Pastor, Koordinator Internationale Diakonie der VEM.



Theological Seminary (Indonesien) und Tumaini University Dar es Salaam College (Tansania). Das Lehren und Lernen über Diakonie und die Theologie der Diakonie – besonders für Studierende des Masterstudiengangs – ist wichtig, weil es im globalen Süden nicht viele Lehrbücher zu diesem Thema gibt. Deshalb haben sich IDM/KiHo, VEM und weitere Institutionen entschieden, diese Lücke zu schließen. Das Ergebnis: ein 700-Seiten dickes Handbuch über ökumenische Diakonie. Das Buch ist in vier Themenbereiche gegliedert: 1. Theologien der Diakonie in verschiedenen kirchlichen und gesellschaftlichen Kontexten, 2. Konzepte und Profile diakonischer Dienste in verschiedenen Weltregionen, 3. Trends und zentrale Anliegen in der Diakonie und 4. Modelle und Methoden zum Kompetenzaufbau in der Diakonie. Die Zielgruppe des Handbuchs sind unter anderem Studierende der Fachrichtungen Diakonie, christlicher Sozialdienst und Entwicklungsstudien, Pädagog*innen, Forscher*innen, Kirchenleitende und Laienchrist*innen sowie Praktiker*innen im

Zoom-Zusammenkünfte der jüdisch-christlich-muslimischen Dialogkonferenz ein voller Erfolg

Von Lusungu Mbilinyi

Die jüdisch-christlich-muslimische Dialogkonferenz, auch bekannt als JCM, ist eine jährliche Konferenz, die seit 48 Jahren stattfindet. Sie bringt Juden*Jüdinnen, Christ*innen und Muslim*innen zusammen, um ein Thema ihrer Wahl zu diskutieren, das für die drei religiösen Traditionen relevant und von Interesse ist. In diesem Jahr musste ein großer Teil der Konferenz aufgrund von Covid 19-Beschränkungen digital stattfinden. Obwohl dies wie ein Rückschlag aussah, hat es sich als ein Segen herausgestellt. Wir mussten nämlich nicht ein ganzes Jahr warten, um uns auszutauschen, sondern wir haben versucht, uns gelegentlich auf digitalen Plattformen zu begegnen. Am 8. April haben wir es zum ersten Mal versucht. Per Zoom haben wir uns über die großen Feiertage im April ausgetauscht: Pasach, Ostern und Ramadhan. Dieses Meeting war ein voller Erfolg. Deswegen organisiert das JCM-Team zwei weitere Zoom-Zusammenkünfte. »Buße und Vergebung in der jüdischen, christlichen und muslimischen Religion« ist das Thema am 11. Juli 2022 mit Referent*innen aus Sansibar, Israel und Deutschland. ■



Lusungu Mbilinyi, Pastor, Koordinator für Globales Lernen in Ökumenischer Perspektive der VEM.

DIE RHEINISCHEN MISSIONARE ALS KULTURVERMITTLER

Von Yuping Zhou

Seit 2017 promoviere ich am historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg in Deutschland. Zuvor habe ich einen Bachelor- und Master-Abschluss in Geschichte in China gemacht. Mein Forschungsinteresse umfasst die Geschichte der Medizin, transkulturelle Studien und das Christentum im modernen China.

Vor etwa vier Jahren habe ich beschlossen, über das Rheinische Missionshospital in Dongguan (Tungkun) in China (1888-1951) zu promovieren. Dieses Forschungsinteresse entspringt meiner Neugierde am deutsch-chinesischen medizinischen Austausch in der neueren Geschichte. Das Krankenhaus mit dem chinesischen Namen Puji Yiyuan 普濟醫院 (das Krankenhaus zur Linderung universeller Leiden) war eine der ersten medizinischen Einrichtungen, die von den deutschen protestantischen Missionaren in China gegründet wurden. Dennoch hat sich die geschichtliche Forschung bisher kaum mit dem Krankenhaus befasst.

Bei meiner Recherche betrachte ich das rheinische Krankenhaus aus einer transkulturellen Perspektive als einen Ort kultureller Differenz, der zu Hybrid-Verbindungen, zu Vermischungen führte, sowohl in materieller als auch in funktionaler Hinsicht. Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, insbesondere das medizinische Personal der Rheinischen Missionsgesellschaft und verschiedene chinesische Mitarbeiter*innen, trafen und tauschten sich in der »Kontaktzone« – dem Krankenhaus – aus.

Wissen in Form von Medizin, Pflegepraktiken und Religion wurde während dieser Zusammenarbeit weitergegeben und ausgetauscht. Die zeitgenössische Krankenhausforschung bietet wertvolle Einblicke in die Art und Weise, wie die rheinischen Missionare als Kulturvermittler arbeiteten und die wissenschaftliche Medizin und das Christentum ins Chinesische übersetzten. In der Zwischenzeit zeigt meine Forschung, wie und in welchem Ausmaß die chinesische Bevölkerung, die Sprache und die lokale Kultur diesen Übersetzungsprozess prägten. Und umgekehrt, wie die medizinischen Missionare das Chinesische mit den Wertvorstellungen des protestantischen Christentums und der modernen Medizin für ihre Leser in Deutschland darstellten.



© AMS der VEM

**Visite im Frauenhaus des Missionskrankenhauses Tungkun:
Dr. Otto Hueck und Schwester Adele Ranke**

Um diese Forschung durchzuführen, habe ich in den vergangenen vier Jahren mehrmals die Archiv- und Museumsstiftung der VEM in Wuppertal besucht. Dabei wurde ich von dem Team der Archiv- und Museumsstiftung der VEM freundlich unterstützt und ich habe mich oft von ihren Ideen inspirieren lassen. Mit Hilfe der Stiftung habe ich unterschiedliche Quellen für meine Dissertation zusammengetragen, darunter Dokumente und Protokolle wie beispielsweise die Krankenhausberichte und Konferenzprotokolle der Rheinischen Missionsgesellschaft in China, Berichte über die verschiedenen Missionsstationen, Korrespondenzen zwischen den rheinischen Missionaren in China und der Missionsleitung in Wuppertal. Aber auch alte Fotografien von den Krankenhausgebäuden und dem medizinischen Personal bei der täglichen Arbeit im Krankenhaus sind für meine Promotion sehr hilfreich. Darüber hinaus sind die chinesischen Objekte, die die Missionare seinerzeit nach Deutschland mitgebracht haben und heute im Museum der Stiftung untergebracht sind, wertvolle Quellen für meine Dissertation.

Der aktuelle Stand meiner Forschung erfordert eine weitere Archivreise zur AMS der VEM. Ich hoffe, dass ich die Archiv- und Museumsstiftung der VEM wieder besuchen kann, sobald die Covid-19-Pandemie vorbei ist. ■



© privat

**Yuping Zhou, Doktorandin und Nutzerin des
Archivs der Archiv- und Museumsstiftung der
VEM in Wuppertal.**



Juan José Tamayo
**Theologien des Südens –
 Dekolonisierung als neues
 Paradigma**
 Theologien der Welt, Band 1
 352 Seiten
 Herder Verlag 2020
 ISBN 978-3-451-38707-4
 35 Euro

Dieses Buch kehrt sich vom Eurozentrismus ab und stellt die geo-kulturellen, politischen und religiösen Szenarien des Südens als gleichberechtigt vor. Es schildert erstmals gebündelt die Theologien des Südens: afrikanische, lateinamerikanische, traditionale und schwarz-amerikanische der USA. Die Theologien des Südens überschreiten bisherige Grenzen und bahnen neue Wege des interkulturellen, interreligiösen, interethnischen und interdisziplinären Dialogs. Mit herausragenden theologischen Konzepten begegnen sie schöpferisch den großen Herausforderungen der Gegenwart: Kolonialismus, Patriarchat, Rassismus, Kapitalismus, Missachtung der Natur, Krise der Demokratien und Fundamentalismen aller Art.

**Die Sonderausstellung im Museum am Rothenbaum
 »Kulturen und Künste der Welt« (Rothenbaumchaussee 64,
 20148 Hamburg) ist bis zum 31. Dezember 2021 geöffnet.**



Suy Lan Hopmann und
 Fiona Siegenthaler (HG.)
**Hey! Kennst du
 Rudolf Duala Manga Bell?**
 256 Seiten
 MARKK Hamburg 2021
 ISBN 978-3-9441-9314-4
 23 Euro
 Der Katalog ist außerdem auch
 auf Englisch erschienen:
 Hey? Do you know Rudolf
 Duala Manga Bell?
 ISBN 978-3-944193-15-1

Die tragische, aber wahre Geschichte von Rudolf Duala Manga Bell, ein vergessenes Kapitel der deutschen Kolonialzeit in Kamerun.

Ein junger König, der perfekt Deutsch spricht, entlarvt mit seinem friedlichen Widerstand die Gier der Kolonialherren und Kaufleute. Bis zuletzt glaubt er an die Gleichheit aller Menschen und wehrt sich gegen Enteignungspläne der Deutschen. Die Skrupellosigkeit, mit der diese ihre eigenen Regeln brechen, wird Rudolf Duala Manga Bell zum Verhängnis. Wie und wo hat er gelebt? Wie sah sein Alltag aus? In welche deutsche Schule ging er? Lernt ihn kennen! Denn die Geschichte ist nicht zu Ende. Menschen kämpfen weiter für ihre Rechte und eine neue Beziehung mit der Welt. Schwarze Geschichten erzählen – Ein Buch für die ganze Familie.

LESERBRIEF

Betr.: Journal VEM 3/2020, Bezug: Zukunft Kirche

Das Journal versucht in einigen interessanten Beiträgen die Frage zu beantworten, wie es mit der Kirche in Zukunft weitergeht angesichts sinkender Finanzen, zurückgehenden Mitgliedschaften und eines fortschreitenden Säkularisierungsprozesses und was wir möglicherweise daraus folgend zu erwarten haben. Landauf - landab beschäftigen sich Gremien und Expertengruppen mit dem Problem. So auch die letzte EKD Herbstsynode. So werden in den Kirchenbezirken immer wieder neue Pfarrpläne aufgelegt, Pfarrstellen auch in ländlichen Gebieten trockengelegt, um nur den Sparzwängen entgegenzukommen. Dies halte ich in keiner Weise für kreativ und sie höhlt auch weiterhin die personale Präsenz in den lokalen Kirchengemeinden aus. Bei allen Reformansätzen wird interessanterweise jedoch in keiner Weise an einer wichtigen Stellschraube gedreht: dem Dienstrecht der Gemeindepfarrer*In und anderer kirchlicher Amtsträger d.h. dem kirchlichen Beamtenrecht. Die Gehälter der Pfarrer*Innen belasten natürlich die Personaletats in erheblicher Weise, insbesondere aber auch die künftigen sich daraus ergebenden Pensions- und Beihilfeverpflichtungen, die aus den Kirchenhaushalten bezahlt werden müssen.

Um das System wenigstens ansatzweise zu verändern müssten folgende berufspolitische Fragen gestellt werden:

Muss überhaupt der Pfarrer/die Pfarrerin im Dienstverhältnis der Kirche Beamte*In sein? Die hoheitlichen Aufgaben, die vor langer Zeit im alten Preußen für Staatsbeamte sinnvoller Weise geschaffen wurden und auch heute noch im Staatsdienst angewendet werden, treffen doch auf den Berufsstand Pfarrer*In in gar keiner Weise mehr zu. Pfarrer*Innen könnten doch als Angestellte ihren Beruf ebenso ausüben (Rentenversichert mit KZVK als zusätzliche Absicherung). Sie bekommen ihr Gehalt, sind renten- und krankenversichert, wie jeder nicht-theologische kirchliche Mitarbeiter (wie Diakon oder Sozialarbeiter) auch und entlasten dadurch die kirchlichen Etats um ganz wesentliche Summen, die für andere Aufgaben frei wären. In der alten DDR ging das aus bekannten Gründen auch ohne Beamtentum.

Diese und sicherlich auch weitere das System in Frage stellende Schritte würde dem Berufsstand »Pfarrer*In« ein neues Selbstverständnis in Kirche und Öffentlichkeit verleihen.

Warum findet sich in allen EKD oder landeskirchlichen Reformpapieren keine Überlegung in dieser Richtung?

Gerhard Dilschneider, Ulm

SERVICE

Ehemaliger Süd-Nord-Freiwilliger veröffentlicht Kurzroman

Josephat Hema, studierter Pharmazeut mit großer Passion für Poesie und Literatur war im Jahr 2019/ 2020 als VEM-Freiwilliger in Dortmund. Eine Stadt, in die er sich während seines Dienstes »sehr verliebte, betrunken wie aus einem magischen Liebestrank«, wie er im Vorwort seines Buches schreibt. Das Freiwilligenjahr wurde aber mit dem Ausbruch der Corona-Pandemie abrupt abgebrochen und Josephat Hema musste in seine Heimat, Tansania, zurückkehren.

Noch im Flugzeug kam ihm die Idee für seinen Roman, in dem er das Erlebte verarbeitet. »My brown U« ist die Geschichte der Studentin Elizabeth (Rebbie), die als angehende Informatikerin die TU Dortmund besucht. Im Winter 2020 muss sie aufgrund der aufkommenden Pandemie überstürzt das Land verlassen und in ihr Heimatland Tansania zurückkehren – gerade als sich eine Liebesbeziehung zu Jan, einem Deutschen, zu entspinnen beginnt. Gleichzeitig gibt es aber daheim noch den langjährigen Freund Joe, zu dem sich die Liebe im Laufe der Zeit aber abgekühlt hat...

Der Kurzroman ist mehr als eine klassische Liebesgeschichte. Vielmehr ist es eine Liebeserklärung an die Stadt Dortmund und das Bundesland NRW, aber auch an die Stadt Daressalam, aus der Rebbie – und der Autor – stammen.

»My Brown U« besticht insbesondere durch seine Sprache. Trotz der Kürze des Textes (50 Seiten) spinnen die wohlplatzierten Wörter eine Geschichte, die viel tiefer geht und Raum für unterschiedlichste Interpretationen lässt.

Lisa Bergmann



WWW.TUPOKA.DE

In ihrem Podcast Tupodcast und auf ihrem Instagram-Kanal @tupoka.o bietet Tupoka Ogette und ihr Team kostenlos ausgezeichnete und herausragende Bildungsangebote in unterschiedlichen Formaten an.

Die Geschichte des Rassismus und dessen Wirkungsweisen sowie Hinweise zu weiterführender Literatur, Videos und Fotos über QR-Codes kann man unter anderem in dem Buch »Exit racism« (Buchankündigung, siehe VEM-Journal 3|2020, Seite 30) von Tupoka Ogette nachlesen. Als langjährige Antirassismus-Trainerin, Autorin, Beraterin und Aktivistin für Antirassismus verfügt sie über das Know-how und kann auf einen großen Erfahrungsschatz zurückgreifen.

»My Brown U«

von Josephat Hema ist als E-Book erhältlich und kann für 3,50 Euro hier heruntergeladen werden: <https://payhip.com/b/oZWL>



BEZUG

Alle Bücher können in Ihrem Buchladen vor Ort oder im Internet bestellt werden.

IMPRESSUM

Herausgeberin:
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen
in drei Erdteilen
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
Postfach 20 19 63, 42219 Wuppertal
Fon (02 02) 890 04-0
Fax (02 02) 890 04-179
info@vemission.org
www.vemission.org

Klicken Sie sich rein und werden Sie Teil des Netzwerks der Vereinten Evangelischen Mission! Soziale Netzwerke:

Facebook: @VEMission
Instagram: @unitedinmission
YouTube: United Evangelical Mission
Twitter: @VEMission

Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (gep)

»VEM-Journal« erscheint dreimal im Jahr (April, August, Dezember) im Verlag der Vereinten Evangelischen Mission
Jahresbeitrag: 6,50 Euro, durch Spenden abgegolten.

Redaktion: Brunhild von Local (V.i.S.d.P.)
von-local-b@vemission.org
Fon +49 (0)202 890 04-133
Adressänderungen: Petra Haupt
haupt-p@vemission.org
Fon +49 (0)202 890 04-194

Gestaltung: MediaCompany GmbH
Büro Bonn, Britta Wilken
Auguststraße 29, 53229 Bonn

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn,
2021, August 2021; Auflage: 16.000

Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte, Rezensionsexemplare und Fotos übernehmen wir keine Haftung.



SPENDENKONTO
Vereinte Evangelische Mission

KD-Bank eG
Swift/BIC:
GENO DE D1 DKD
IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08



Mitglied der
actalliance



PROJEKT

INDONESIEN: EINKOMMEN SCHAFFEN DURCH FISCHZUCHT



© Nadia Manuring/VEM

UNTERSTÜTZUNG FÜR HIV- UND AIDSINFIZIERTE

In Indonesien ist HIV und Aids kein Thema, über das man offen spricht. Nicht alle Betroffenen haben Zugang zu Medikamenten gegen Aids. Viele von ihnen können sich diese Therapie gar nicht leisten. Zudem haben betroffene Kinder und Familien mit Ausgrenzung und Vorurteilen zu kämpfen. Rumah Cinta (Haus der Liebe) bietet diesen Kindern Zuflucht und Schutz. Das Kinderheim für HIV- und aidsinfizierte Kinder auf der indonesischen Insel Samosir (Nordsumatra) hat Platz für sieben betroffene Kinder und Jugendliche zwischen vier und 16 Jahren. Trägerin von Rumah Cinta ist die Diakonieabteilung der Christlich-Protestantischen Toba-Batak-Kirche (HKBP). Berlina Sibagariang leitet das Heim. Die Diakonisse wird von »ihren« Kindern liebevoll »Mama« genannt. Für die medizinische Betreuung sorgt ein Ärzteteam in dem kircheneigenen Krankenhaus in Balige. Dort hat die Diakonie ein Büro, in dem sie Aufklärung, Tests, Beratung und Behandlung für HIV- und Aidsinfizierte anbietet.

Für Berlina Sibagariang ist klar, dass nicht nur die Kinder von Rumah Cinta Unterstützung brauchen, sondern auch die mit HIV und Aids infizierten Erwachsenen, die ins Krankenhaus kommen. Für sie hat das Corona-Virus nicht nur gesundheitliche, sondern auch wirtschaftliche Auswirkungen.

Sie lernen, wie man einen sauberen Fischteich baut, Wasser aufbereitet und organisches Futter herstellt.

gen. Betroffene haben Angst, das Virus nicht zu überleben, nicht weil sie krank werden, sondern weil sie kein Geld mehr haben. So entstand die Idee, eine Fischzucht aufzubauen und damit Ökonomie und Ökologie miteinander zu verbinden. Dreißig von HIV und Aids betroffene Haushalte erhalten eine praxisorientierte Schulung in nachhaltiger Fischzucht. Dazu gehört beispielsweise, wie man einen sauberen Fischteich baut, Wasser aufbereitet und organisches Futter herstellt. Die Aufzucht von Fischen dient nicht nur der eigenen Versorgung; die Überschüsse werden auf dem Markt verkauft und sichern das Einkommen der von HIV und Aids betroffenen Familien. ■



Bitte tragen Sie mit Ihrer
Spende dazu bei!

Spendenkonto
Vereinte Evangelische Mission
IBAN DE45 3506 0190 0009 0909 08
Verwendungszweck: **Fischzucht Sumatra**

oder per Online-Spende über unsere Website:
www.vemission.org/spenden/online-spenden.html

